Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

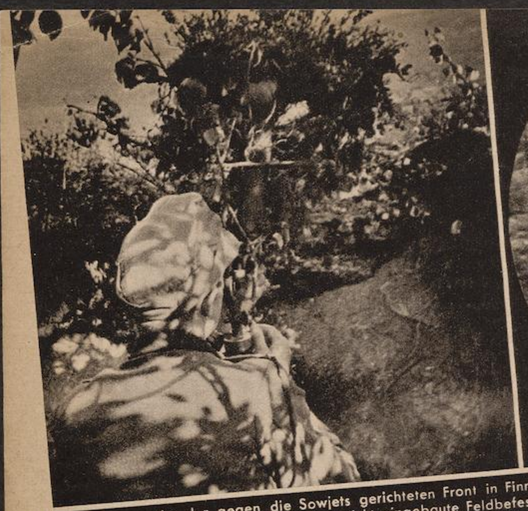
5. Jahrgang · Nummer 21 · Berlin, den 8. Oktober 1941 · Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

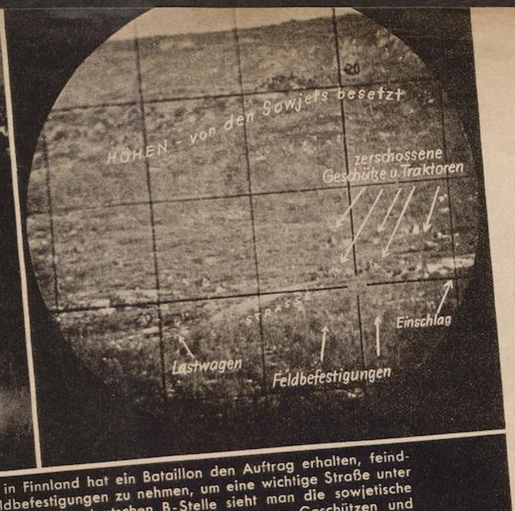
Säuberungsaktion im ukrainischen Erzgebiet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0474

gefördert durch
Baden-Württemberg





An der gegen die Sowjets gerichteten Front in Finnland hat ein Bataillon den Auftrag erhalten, feindliche, in Höhenzügen geschickt eingebaute Feldbefestigungen zu nehmen, um eine wichtige Straße unter unsere Kontrolle zu bekommen. Im Scherenfernrohr der deutschen B-Stelle sieht man die sowjetische Nachschubstraße, deren rechter Abschnitt mit von unserer Artillerie zerschossenen Geschützen und Traktoren bedeckt ist. Links liegen die Überreste von ausgebrannten Lastwagen. Vorn, durch Pfeile gekennzeichnet, befinden sich die sowjetischen Feldbefestigungen, die das Bataillon zu bezwingen hat

Die B-Stelle hat festgestellt, daß feindliche Artillerie zur Durchführung des Unternehmens gegen die Höhe niedergekämpft werden muß. Der Kommandeur des Bataillons, das als erstes anzugreifen hat, erstattet General Dietl über die Lage Bericht. Befehl des Generals: Artillerie wird zur Unterstützung des Angriffs eingesetzt

Felsblöcke und Geröllhalden kennzeichnen das Gebiet in einem Kampfabschnitt an der finnischen Front. Für Kraftwagen gibt es in diesem Abschnitt kein Durchkommen. Mit Gebirgsstock und Rucksack, einen Melder als Führer durch das weglose Gelände, so marschiert General Dietl zu einem Gefechtsstand an der Front

Unsere Artillerie hat die feindlichen Batteriestellungen unter Feuer genommen. Infanteriegeschütze greifen mit ein und schießen die sowjetischen Stellungen sturmreif. Geschoß um Geschoß verläßt das Rohr

Heraus aus den Bereitstellungen und Sturm auf die besetzte Höhe! In weiten Sprüngen wird eine Sumpfmulde durchquert. Tief versinken die Stiefel im Moor, heulend schlagen die feindlichen Geschosse in die weiche Erde ein

Von links her können die Sowjets das Gelände einsehen und beschießen. Artillerie- und Granatwerfereinschläge klatschen in den Sumpf, Dreckfontänen steigen hoch, aber der Stoßtrupp war schneller: er hat das feindliche Feuer unterlaufen und hat den Fuß der Anhöhe ohne Verluste erreichen können

KRIEG IN DER TUNDRA

Von

Kriegsberichter

Bruno Waske

Durch verfilztes Blaubeergestrüpp, über moosbedeckte Steinblöcke arbeitet sich der Stoßtrupp langsam höher. Mit Gewehr und Handgranate bahnt er sich seinen Weg durch den Widerstand des Feindes ◆ Die krönende Feldbefestigung der Sowjets, die die Höhe zäh verteidigen, ist erreicht. Auf Handgranaten antwortet die Besatzung mit rasendem MG-Feuer. Eine gestreckte Ladung muß das Vernichtungswerk vollenden. Der Stoßtrupp preßt sich an die Erde: dann detoniert die Sprengladung mit gewaltigem Knall. Der Feind schweigt, die Höhe ist jetzt in deutscher Hand

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0475

gefördert durch
Baden-Württemberg

6 TAGE *eingeschlossen*

Von Kriegsberichter Werner Spitta

„Auftragsgemäß erreichen wir eine zweigleisige Eisenbahnstrecke. Die Aufgabe, diese Bahnlinie zu unterbrechen, wird rasch und gründlich gelöst. Haushoch fliegen Schienenteile, Steine und Bohlen durch die Luft. Dann stoßen wir auf Gory vor. Der Vorstoß gelingt; von drei Seiten setzen wir auf die dort befindliche Brücke an."

„Plötzlich hören wir aus Richtung Newa das typische Geräusch nahender Kettenfahrzeuge. Rasch wird die Straße jenseits der Brücke von Gory vermint und das Nahen des Feindes erwartet. Pak ist am Straßenrand in Stellung gegangen, krachend schlägt dem ersten auftauchenden Sowjetpanzer die Sprenggranate in den stählernen Leib. Er steht sofort in Flammen. Die anderen Fahrzeuge ergreifen die Flucht."

Der Weg einer deutschen Vorausabteilung, bestehend aus Panzerkampfwagen und motorisierter Infanterie, führte von Nowgorod über wegloses, vom Feinde gut verteidigtes Gelände nordwärts bis zur Newa. Am Flusse Mga lag die Ortschaft Gory, die von den Sowjets geräumt war. Als die Vorausabteilung auftragsgemäß die Bahnstrecke nach Leningrad gesprengt und die wichtige Brücke gesichert hatte, ging der Feind zum Gegenangriff über und schloß die Ortschaft ein. 6 Tage dauerte die Einschließung, bis durch den Einsatz von Stukas der Feind überwältigt und der Marsch auf Schlüsselburg angetreten werden konnte.

Nachdem durch Handstreich die Mga-Brücke in den Besitz unserer Vorausabteilung gefallen war, griffen die Bolschewisten im Morgengrauen die Brücke mit „Hurra" an. Ein unübersichtliches Kusselgelände, dazu noch wellig, begünstigte ihre Aktion, so daß sie erst auf kürzeste Entfernung von unseren MG-Garben gefaßt und reihenweise niedergemäht wurden. Auch die Panzerspähwagen mußten zur Verteidigung eingesetzt werden und feuerten aus allen Rohren. Panzergranaten fuhren mit ungeheurer Sprengkraft in die Sowjets. Rechts am steilen Flußufer tauchten hinter den Büschen ein paar Gestalten aus dem grauen Dunst auf, aber unsere Kradschützen waren auf der Hut. Dann ließ das Pfeifen und Krachen der Geschosse nach, und als wir eine Stunde später das Gelände durchkämmten, bedeckten Dutzende von toten Sowjets das Feld des morgendlichen Überfalls. Wenn sie geahnt hätten, daß nur ein paar Kradschützen, 3 Panzerspähwagen und 1 Kompanie Infanterie das Dorf und die Brücke verteidigten, hätten sie wohl nicht so bald aufgegeben. Doch das sollte nur ein Auftakt, eine kleine Kostprobe für das Inferno der kommenden Tage sein. Zwar gelang es, weitere Teile der Vorausabteilung üoer unwegsames Sumpfgelände, auch Artillerie, Pak und 2 Kompanien Infanterie im Laufe des Tages nachzuziehen, auch einige Panzer stießen zu uns, doch zogen die Sowjets rings um uns Truppen und Waffen in zehnfacher Überzahl aus den Wäldern, so daß wir am Abend klar erkannten: wir sind eingeschlossen!

Was sich nun vom 31. August bis 6. September abspielte, war eine einzige Kette bolschewistischer Angriffe von allen Seiten, ein Feuer- und Eisenhagel sowjetischer Panzer, Pak, Granatwerfer, Artillerie, MG, dazwischen Gewehrgranaten, Bomben und Garben der „Ratas". Fahrzeuge werden beschädigt oder vernichtet, zwei Munitionslager brennen aus, es gibt täglich Ausfälle. Nach einem schweren Angriff am Nachmittag des 3. September wird es kritisch für uns: die Sicherungen am Wald im Süden müssen bis an den Dorfrand zurückgezogen werden. Es wird bereits erwogen, die Fahrzeuge zu vernichten samt den schweren Waffen und sich zu Fuß durch die Wälder und Sümpfe durchzuschlagen. Doch Gory wird gehalten, entscheidet der Kommandeur.

Die aus Stein erbaute Schule, in der die Verwundeten liegen, erhält mehrere Treffer; man bringt sie in aller Eile in den Keller und stützt ihn mit starken Bohlen

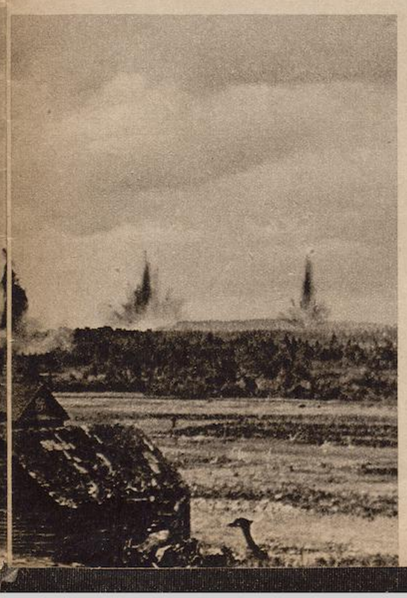
„In der Schule von Gory bargen wir unsere Verwundeten, bis der Feind das massive Gebäude unter Beschuß nahm. Nunmehr wurden die Kellerräume des Schulhauses mit den Verwundeten belegt. Als das Gebäude infolge mehrerer Volltreffer zusammenzufallen drohte, mußten auch die Keller geräumt werden. Kameraden schafften die Verwundeten auf Tragen aus dem Feuerbereich der sowjetischen Artillerie."

ab. Die Verwundeten bedürfen dringend weiterer Behandlung. Kurz entschlossen, werden sie auf Zugmaschinen und Sankas verladen und von 6 Panzern im Geleitzug nach dem Hauptverbandsplatz in Mga gebracht. Und welches Aufatmen, als diese Fahrzeuge auf dem Rückweg mit Brot und Munition ankommen!

Die Kanonade hält an. Ein Haus nach dem andern brennt nieder oder birst auseinander; keine Fensterscheibe bleibt heil. Stunde auf Stunde sitzen wir im Erdbunker und können uns kaum mehr vorstellen, dieser Hölle zu entrinnen. Es ist, von ganz kurzen Pausen abgesehen, ein Konzert fortissimo, in dem der Teufel Dirigent zu sein scheint. Ein Einsatz unserer Stukas bringt eine kleine Entlastung für die Nacht. Doch keiner schläft, jeder ist mit der Waffe auf seinem Posten. Ein Geschütz fällt durch feindlichen Volltreffer aus, ebenso zwei Spähwagen und etliche Panzer. Schäden an drei Panzerkanonen schwächen unsere Feuerkraft, dazu ist schon wieder der Mangel an Munition spürbar. Die Reihe der Birkenkreuze auf dem Heldenfriedhof wird länger. Männer, Draufgänger der Vorausabteilung, die Smolensk und Witebsk mitmachten, fassen diese nervenzermürbenden Ereignisse knapp in die Worte: „Das hat uns der Satan eingebrockt!"

Und dann schwillt der Lärm und das Detonieren der Geschosse zum Höhepunkt an, als am Himmel schon die Umrisse unserer Geschwader am Morgen des 6. September auftauchen. Einen Augenblick bricht das Getöse ab; aber dann bricht ein Ungewitter über die feindlichen Linien herein, wie es sich menschliche Phantasie nicht ausmalen kann. In Schwärmen kommen die stählernen Vögel herangebraust und stürzen herab auf ihre Opfer. Die Erde bebt stundenlang, Blitze zucken auf, dumpfe Donner rollen durch die Wälder, verstärkt vom Widerhall, eine Erdfontäne steigt neben der anderen auf und löst sich in spukartigen Nebelgebilden auf; eine chaotische Symphonie, ein Gewitter von katastrophalen Ausmaßen.

Als wir in der Nacht des 7. September zum Angriff auf die Newa antreten, bedecken Tausende von toten Sowjets das Feld und die Wälder. Aber von den Unsrigen ist auch manch tapferer Soldat in der Hölle von Gory geblieben, die den Marsch nach Schlüsselburg und zum Ladogasee nicht mehr mitmachen konnten.

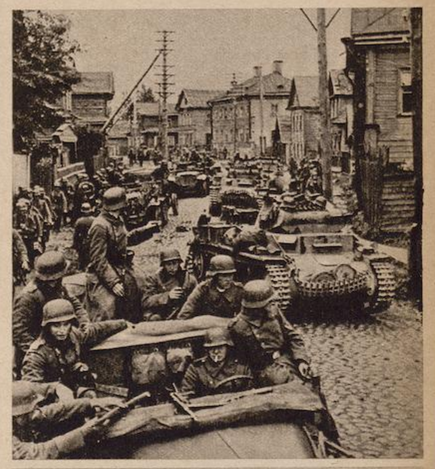


„Wir fanden das Dort Gory feindfrei und unzerstört vor. Aber noch in derselben Nacht begann das Inferno eines sechstägigen Bombardements der eingeschlossenen Ortschaft. Die Sowjets schossen Haus um Haus in Flammen. Die obdachlose Zivilbevölkerung mußte in der Glut ihrer abgebrannten Behausungen kärgliche Mahlzeiten abkochen." ◆ „Am sechsten Tage der Hölle von Gory kommt in den frühen Morgenstunden die Wende: Stukas erscheinen am Himmel. Ein Ungewitter bricht über die Sowjets herab, wie es sich die menschliche Phantasie nicht auszumalen vermag. Die Erde bebt stundenlang, dumpfe Donner grollen durch die Wälder, Erdfontänen steigen hoch und lösen sich in spukhaften Rauchgebilden auf ..."

Am 8. September 1941

wurde durch die Einnahme von Schlüsselburg der Kampfraum um Leningrad von unseren Truppen fest eingeschlossen. Der Ring um die Geburtsstätte der bolschewistischen Revolution wird von nun an systematisch verengt. Kriegsberichter Spitta schildert den Ablauf des Einmarsches einer deutschen Abteilung in Schlüsselburg.

10 UHR rollen die Panzer einer Vorausabteilung und Verbände motorisierter Infanterie nach harten Kämpfen durch Schlüsselburg, das bereits um 7 Uhr morgens überraschend von einer Infanteriekampfgruppe genommen wurde



11 UHR sind die wichtigsten Punkte von Schlüsselburg besetzt, weht auf dem Kirchturm der Zitadelle die Reichskriegsflagge, sichern sMG am Hafen

11.15 UHR stoßen Panzerspähwagen zum Ladogasee vor, dem größten Binnensee Europas, dessen zahlreiche Inseln z. T. noch von den Sowjets besetzt sind und hier als letzte Zufluchtsstätte gelten

11.30 UHR setzt die Beschießung Schlüsselburgs durch die sowjetische Artillerie aus dem Leningrader Raum ein. Die kümmerlichen Häuser der Zivilbevölkerung gehen in Flammen auf. Der Kirchturm, von dem aus die Aufnahme gemacht wurde, erhielt sieben Treffer

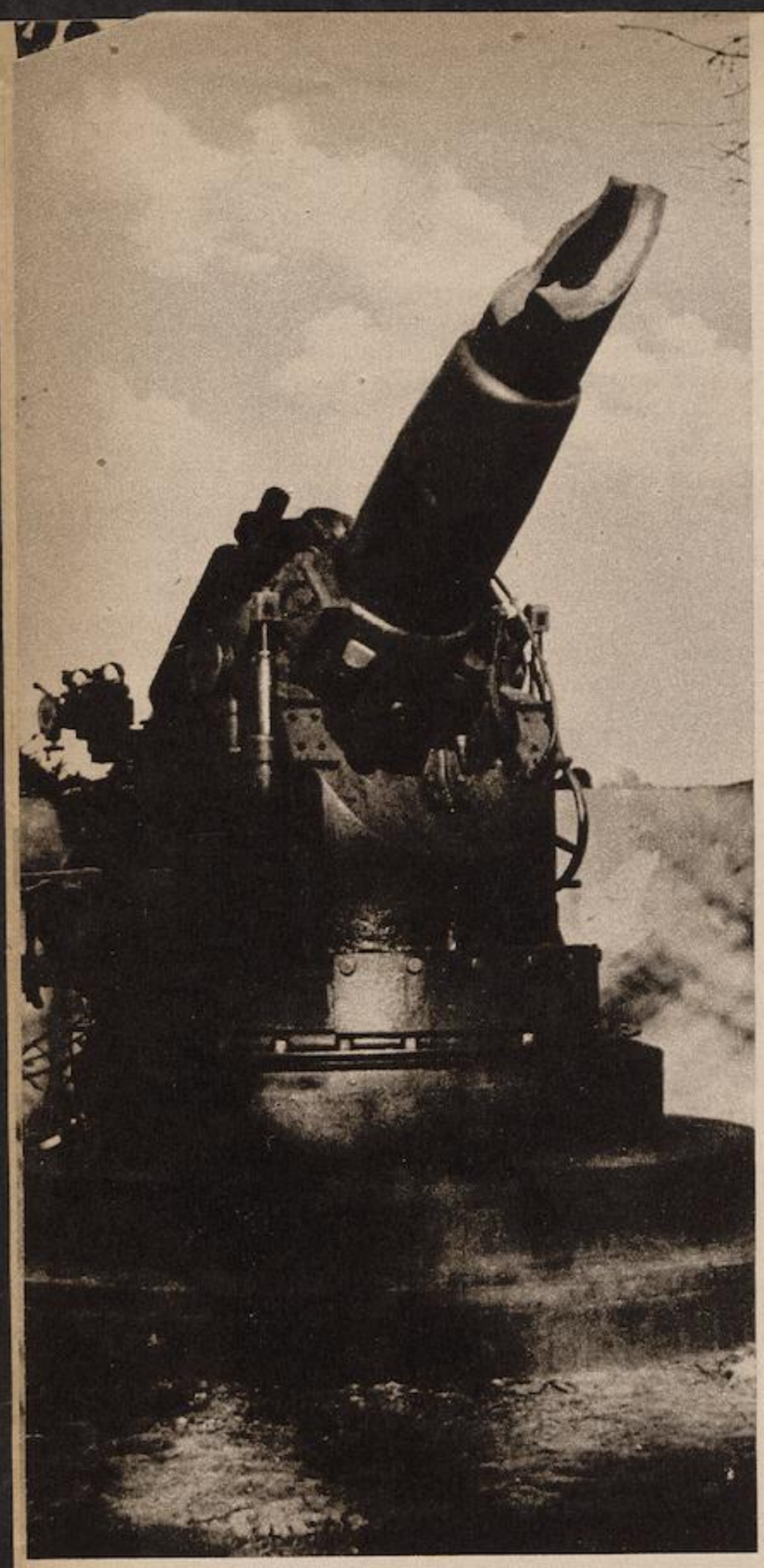
Alle Aufnahmen: PK-Spitta

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0476

gefördert durch
Baden-Württemberg

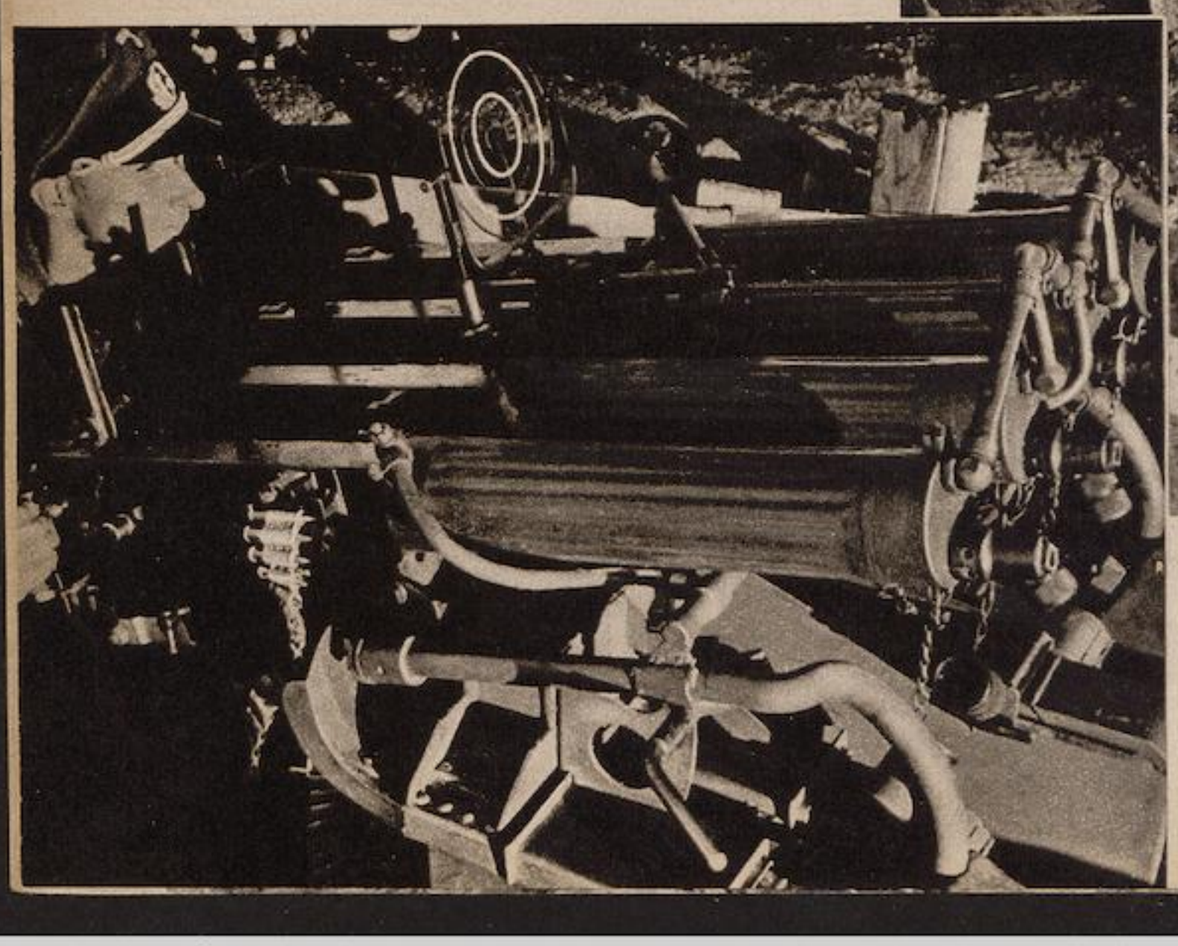
Schweigende Insel-Batterien



Vor Jahresfrist annektierten die Bolschewisten die baltischen Inseln, nachdem sie Estland, Lettland und Litauen besetzt hatten. Innerhalb dieses einen Jahres haben sie die strategisch wichtigen Inseln zu Arsenalen ihrer gewaltigen Rüstungen gemacht, schwere und schwerste Küstenbatterien aufgestellt und Betonbunker gebaut. Dem kühnen deutschen Angriffsgeist waren aber selbst diese waffenstarrenden Inseln kein unüberwindliches Hindernis. Die schweren Inselbatterien wurden systematisch zerschlagen oder vom fliehenden Feinde selbst gesprengt. ◆ Bild rechts oben: Mit schweren Bomben zerschlug die deutsche Luftwaffe die Betonfundamente der sowjetischen Küstenartillerie auf der Reval vorgelagerten Insel Aegna

Alle Aufnahmen: PK - Wanderer (Atlantik)

Ein auf Aegna erbeutetes sowjetisches Vierlings-MG, das der Feind zur Flugabwehr benutzte — die Treffsicherheit der deutschen Flieger war besser, sie zwang die Bolschewisten zur Flucht von der Insel



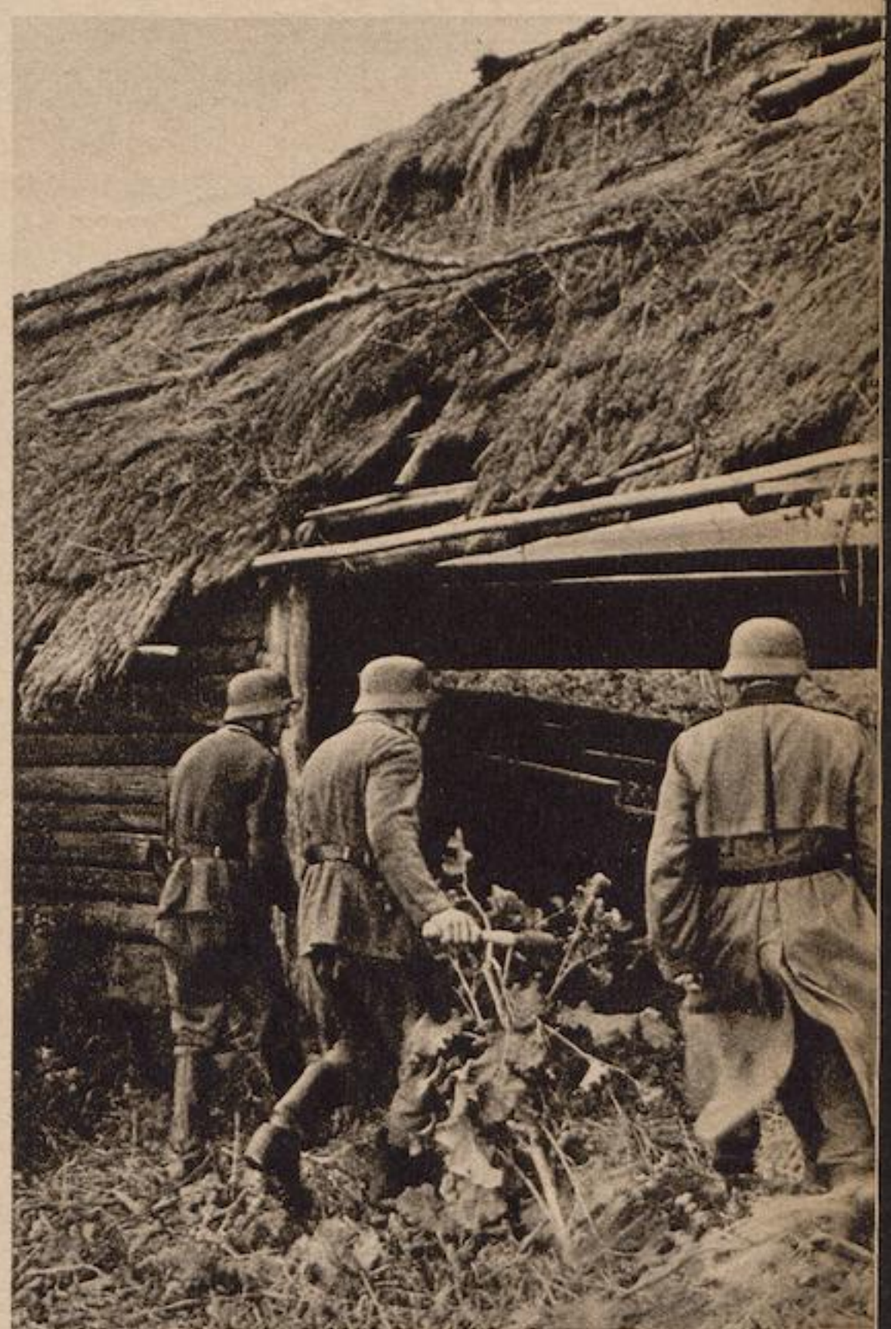
Riesige Betonklötze, zertrümmerte Geschützrohre, geborstene Panzertürme, ausgebrannte Munitionslager — liegen in wilder Unordnung überall dort herum, wo deutsche Stukabomben ihr Ziel fanden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0477

gefördert durch
Baden-Württemberg

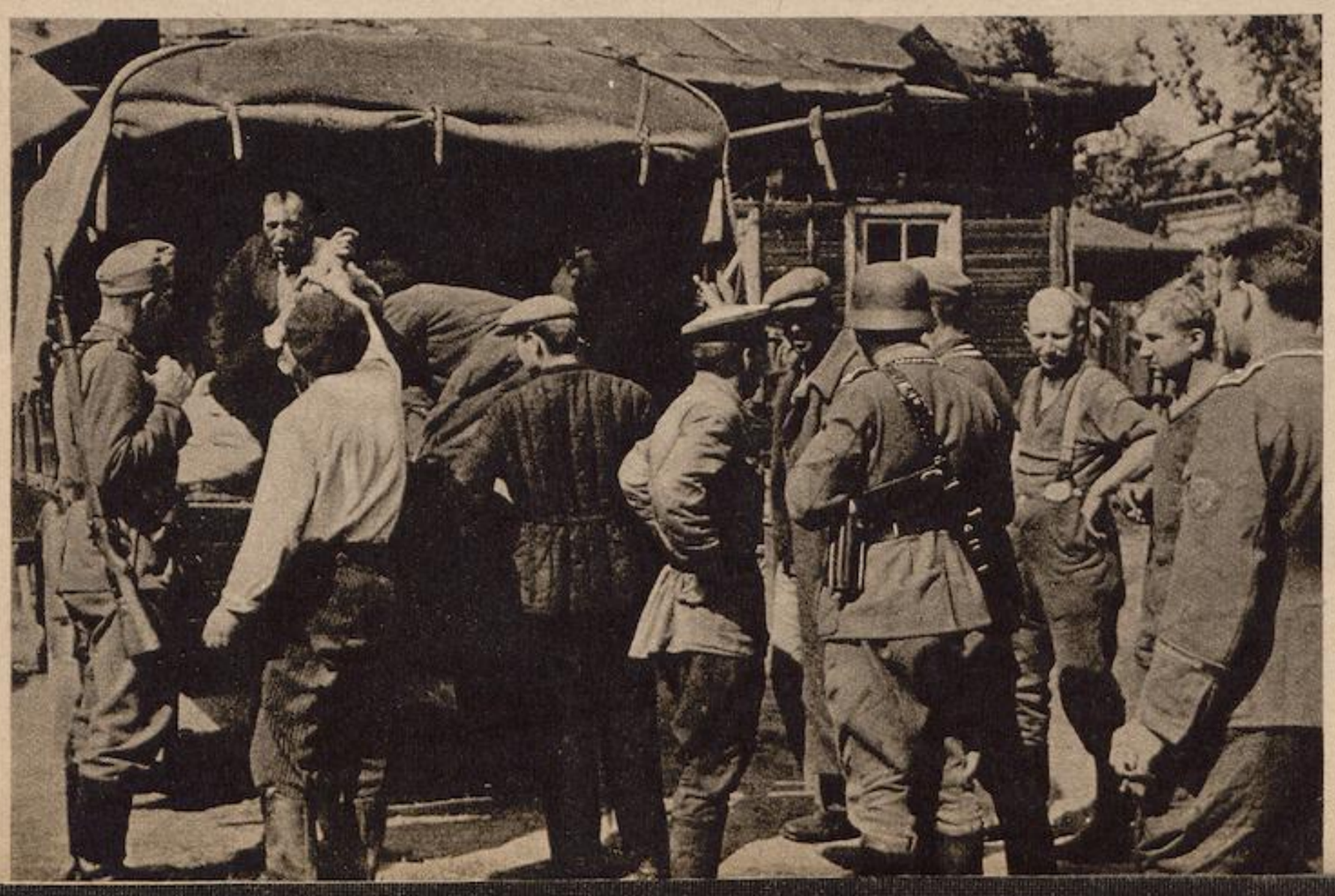
Bauernjungen haben bei der Feldgendarmerie Meldung über Partisanenschlupfwinkel gemacht. Ihre Aussagen werden sorgfältig zu Protokoll genommen. ◆ Bild unten: Ein verdächtiges, halb verfallenes Haus wird im Morgengrauen von der Feldgendarmerie umstellt. Die Aufforderung an die Hausbewohner, herauszutreten, bleibt unbeantwortet. Vorsichtig betritt der Gendarmerietrupp die verwilderte Kate



Kampf den Partisanen

Die sowjetischen Machthaber in Moskau haben nach ihren katastrophalen Niederlagen gegen die siegreich vorstürmenden deutschen Wehrmachtteile zu einem typisch bolschewistischen Kampfmittel Zuflucht genommen. Auf Befehl Stalins soll der Partisanenkrieg durch versprengte Sowjetsoldaten und bewaffnete Zivilisten im Rücken der deutschen Soldaten mit bolschewistischer Verschlagenheit und Brutalität geführt werden. Diesen Partisanentrupps gilt die Aufmerksamkeit der deutschen Feldgendarmerie, die durch hartes Zupacken immer wieder verhindert, daß die Söldlinge Stalins den deutschen Truppen gefährlich werden oder Sabotageakte im Hinterlande durchführen können. In den eroberten Gebieten wird so den Partisanen das Handwerk gelegt und das besetzte Land endgültig befriedet.

Bild links: Die Angaben der Bauernburschen stimmen: unter Dielen versteckt, befindet sich eine Art Kellerraum, aus dem zahlreiche Waffen zutage gefördert werden, die den Partisanen zur Ausübung ihrer hinterlistigen Angriffe dienen sollten



Im nahen Kartoffelfeld bemerken die wachsamen Feldgendarmen eine flüchtige Bewegung. Nach kurzer Jagd wird ein verdächtiges Individuum festgenommen. In seiner Furcht führt der Partisane die Gendarmen zum Schlupfwinkel seiner Genossen, einem verlassenen dörflichen Luftschutzraum ◆ Bild links: Der Fang hat sich gelohnt. Ein ganzer Trupp von Sowjetsoldaten, die sich Zivilkleider von der Bevölkerung erpreßt hatten, konnte dingfest gemacht und abtransportiert werden

Aufnahmen: PK-Trautvetter (2), PK-Henisch—Weltbild (3)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0478

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Doppelgänger

ROMAN VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

I.

Der Oberst des Regiments „Beide Sizilien" stand am Fenster und sah den Tauben zu, die hin und wieder flogen. Von dem Platz, auf den er blickte und von welchem sie Futter pickten, erhoben sie sich zeitweilig in Schwärmen und erfüllten die Luft mit ihrem Flügelschlag.

Es waren Tauben aller Art, braune, grünschillernde und weiße mit purpurfarbenen Füßen.

Der Oberst wohnte in der Nähe der alten Universität. Es gab da noch eine Menge barocker Häuser und Kirchen, wundervolle Bauten, welche den meerentstiegenen Träumen eines Palladio und Sansovin nichts nachgeben und auf deren Fenstersimsen und Säulenkapitellen die Tauben nisteten. Viele der Simse waren an ihren oberen Rändern mit Reihen von Nägeln oder Eisenstiften wie mit kleinen Geländern umgeben. Offenbar sollte dadurch verhindert werden, daß der Taubenmist herabfalle, aber er tat es dennoch und beschmutzte die Fassaden.

Überhaupt — fand der Oberst — waren die Tauben unreine Tiere. Es hieß, sie seien voller Läuse. Zudem galten sie für Träger häßlicher und ansteckender Krankheiten.

Dennoch bedeuteten sie den Frieden.

Es war nun schon Friede seit sieben Jahren. Es war das Jahr 1925. Es war tiefer Friede. Aber der Oberst fand, daß dieser Friede gar kein Friede sei. Wenngleich es ganz unmöglich schien, daß er sich je wieder in Krieg verwandeln könne, war es im Grunde weniger ein Friede als je. Er war unrein und ein Träger häßlicher Krankheiten wie die Tauben. Aller Herzen waren unruhig geblieben, und wenn die Leute vom Frieden sprachen, so meinten sie niemals die Zeit, in der sie nun lebten, sondern die Zeit v o r dem Kriege. Und wenn es je wieder Krieg geben sollte, so würde es kein neuer Krieg sein, sondern immer noch der von früher.

Der Oberst des Regiments „Beide Sizilien" hieß Rochonville. Das Regiment hat 300 Jahre lang bestanden. Errichtet zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, hat es die Namen der verschiedensten Inhaber geführt, deren einer auch, Manuel von Portugal, bei Mollwitz gefallen. Seit 1791 hatte es den Namen Ferdinands Beider Sizilien — und seit 1861 auf immer — zu führen. Der sämtlichen Schlachten, Belagerungen, Gefechte, Treffen, Überfälle, Beschießungen, Blockaden, Scharmützel und Diversionen, an denen es im ganzen oder mit einzelnen seiner Abteilungen Anteil gehabt, sind mehr als 350 gewesen. Es existierte längst nicht mehr, es war aufgelöst und seine Angehörigen hatten sich in die vielen Länder zerstreut, in die das Reich zerfallen war. Niemand mehr wußte, wo sie seien. Rochonville selbst unterhielt zwar noch eine Art von Verkehr mit einigen von seinen Leuten, doch mehr aus Zufall als aus Absicht und eigentlich nur, weil sie in der gleichen Stadt lebten wie er, und zwar mit vier Offizieren und einem Korporal. Das war aber auch alles, was vom Regiment noch existierte. Das war zumindest alles, von dem man noch wußte. Zwischen diese Sechs und alle die übrigen hatte sich schon das Vergessen gedrängt. Und auch zwischen die Sechs drängte sich schon das Vergessen.

Dennoch sollten, als es das Regiment längst nicht mehr gab, Ereignisse eintreten, durch welche sie: der Oberst, seine Offiziere und der Unteroffizier, sich zu handeln entschlossen, als ob es das Regiment noch gäbe, und denen zufolge sie — weil sie immer noch als Soldaten fühlten und in ihren Herzen niemals aufgehört hatten, Soldaten zu sein — bereit waren, sich aufzuopfern, ja zu sterben; so daß sie in ihrer geringen Zahl ihren Feinden entgegentraten, als stünden hinter ihnen noch immer die bewaffneten Reihen der Unzähligen, die ihnen einst gehorcht.

*

Es begann zu dämmern und die Tauben kehrten auf ihre Simse zurück, um schlafen zu gehen. Eine Kirchenglocke fing an zu läuten. Der Oberst blickte noch eine Zeitlang auf den leeren Platz, der sich mit durchsichtigen Schatten füllte. Die Luft, vom Geläute erschüttert, schlug heran wie Wellen aus Erz.

Rochonville schloß das Fenster, trat ins Zimmer zurück und öffnete einen Schrank, um einen Abendanzug zurechtzulegen und sich umzukleiden. Es war wohl noch zu früh dazu, es mochte erst gegen sechs Uhr sein. Aber der Oberst hatte die Gewohnheit angenommen, viel mehr Zeit mit den Dingen hinzubringen, als nötig war.

Er kleidete sich mit Sorgfalt an, — doch nicht weil er sonderlichen Wert auf sein Aussehen gelegt hätte, sondern weil seine Gedanken abschweiften, verlangsamten sich seine Handlungen. Der Frack, den er anzog, war altmodisch. Es hätte nahegelegen, einen neuen Frack zu bestellen, doch mangelten dem Obersten die Mittel zu einer so bedeutenden Auslage. Das Beinkleid zum Beispiel war zu enge, aber die Revers des Rockes und die Weste bestanden noch aus einem so kostbaren Material, wie man es längst nicht mehr herstellte. Die Weste war gelblich. Der Oberst schloß sie mit vier Knöpfen aus Granatsteinen, welche mit Brillantsplittern gefaßt waren. Er zog Schuhe aus Kalbleder an, die er selber solange behandelt hatte, bis sie glänzten, als ob sie aus Lack seien.

Bei der Armee war Lackleder verpönt gewesen.

Nachdem der Oberst den Mantel angezogen und den Hut aufgesetzt hatte, öffnete er eine Schachtel, in welcher unzählige Handschuhe aus weißem Waschleder lagen. Denn auch Glacéleder war bei der Armee nicht gestattet gewesen.

Der Oberst wählte ein Paar Handschuhe aus, danach stellte er die Schachtel wieder in die Kommode, aus der er sie genommen, und schob die Lade zu. Er stand nun noch einige Minuten lang im Zimmer. Schließlich trat er zum Schalter, drehte das Licht ab und verließ den Raum.

Es war halbacht Uhr, als er an die Zimmertür seiner Tochter klopfte.

Er erhielt keine Antwort, trat aber, nachdem er den Hut abgenommen, trotzdem ein. Es war die Art seiner Tochter, Antworten, die sie für selbstverständlich hielt, nicht zu geben.

Gabrielle Rochonville war gleichfalls schon angekleidet. Sie war rothaarig und hatte die Reize, aber auch die Fehler der Rothaarigen, zum Beispiel zu derbe Hände, und ihre Zähne, obzwar regelmäßig, schienen ohne Schmelz. Im ungewissen Licht, welches den Raum erhellte, schimmerte ihr Gesicht perlenfarben wie durch einen Schatten.

Die Lichter ihres Toilettetisches hatte sie schon abgedreht. Ihre Sachen lagen im Zimmer umher.

Wenngleich eine schöne Person, trug sie sich mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ja Nachlässigkeit. Die Farbe ihres Haares war stumpf, ein etwas zu trübes Rot, als daß sie durch dieses sogleich aufgefallen wäre, auch waren die Vorzüge ihres Wuchses nicht ohne weiteres zu erraten. Im ganzen kam sie eigentlich immer erst nach einiger Zeit zur Geltung, rief dann aber stets eine Art von Betroffenheit vor ihrer Schönheit in den Betrachtern hervor, etwa wie auch die Richter der rothaarigen Phryne erschrocken waren, als ihr Anwalt zu dem wundervollen Argument gegriffen hatte, vor dem Gericht ihren Busen zu entblößen, um ihre Schuldlosigkeit zu beweisen, — so daß man sie freigesprochen. Und wie die merkwürdig spröde Haut jener Griechin, derentwegen sie Phryne genannt worden war (was „Kröte" bedeutet), im Gegensatz zum Glanz ihrer Gestalt gestanden hatte, so machte auch bei der Tochter des Obersten der Gegensatz zwischen der Gleichgültigkeit, mit der sie sich trug, und ihren Vorzügen den eigentümlichen Reiz.

Vater und Tochter, wenngleich ihr Verhältnis ein gutes war, hatten sich angewöhnt, sich zu verständigen, ohne überflüssige Worte zu machen. Der Oberst, nachdem er einen Augenblick dagestanden, half Gabrielle in den Mantel. Danach griff sie nach ihrer Handtasche, und sie verließen die Wohnung, versperrten sie und gingen die Treppe hinab.

Auf dem Ring nahmen sie die Straßenbahn.

Die Fahrgäste, welche sich miteinander unterhalten hatten, ehe die beiden eingestiegen waren, verstummten und betrachteten das Paar in Abendkleidern, den ältlichen Mann, der einen zwischen den Revers des Mantels sichtbaren Halsorden trug, und die Rothaarige, die vor sich hinblickte.

*

Gebeten waren die beiden zu einem Verwandten von Rochonvilles verstorbener Frau, Flesse von Seilbig, welcher Statthalter von Triest gewesen war. Die Flesses galten immer noch für vermögend und sahen häufig Leute bei sich.

Sie wohnten in einer der Gassen zwischen der Wiedner Hauptstraße und der Favoritenstraße, im Hoftrakt eines älteren Hauses. Die Fenster gingen auf einen Garten. Die Wohnung war weitschweifig und die Zimmer geräumig, doch hatten sie niedere Decken, und da Frau von Flesse es für angemessen erachtet hatte, an diesem Abend nur Kerzen zu brennen, so herrschte unverhältnismäßige Hitze. Zudem qualmten zunächst überall die offenen Kamine, durch die — ziemlich überflüssigerweise — Frau von Flesse in der ganzen Wohnung die Öfen hatte ersetzen lassen. Denn ihre Dienstleute verstanden sich nicht auf die Behandlung der ihnen ungewohnten Feuerstätten.

Aber im großen und ganzen gestaltete sich der Abend erträglich. Bei Tisch waren zehn Personen anwesend, danach erschienen noch etwa doppelt so viele, darunter einer von Rochonvilles ehemaligen Offizieren, Kaminek von Engelshausen, ein junger Mensch, der Gabrielle den Hof machte.

Es war im Verlauf des spätern Abends, daß Rochonville sich von einem Herrn, den er bis dahin nicht gekannt und dessen Namen er nicht verstanden hatte, merkwürdig angezogen sah. Dieser Unbekannte mochte im Alter von fünfunddreißig oder vierzig Jahren stehen. Er war hochgewachsen und schlank, fast mager. Anfangs nahm er von Rochonville keinerlei Notiz. Er stand inmitten einer Gruppe von Herren, zu welcher der Oberst trat, und redete über Rußland. Er sprach mit leichtem, nicht sogleich definierbarem Akzent, etwa wie Leute, die viel gereist sind.

Es schien, daß er in russischer Gefangenschaft gewesen, aus dem Lager jedoch entwichen sei. Jedenfalls schilderte er, wie er längere Zeit an der Wolga bei einem Kolonisten gelebt habe, der ihn offenbar versteckt gehalten.

„Dieser Mensch", erzählte er, „hatte einen Sohn, welcher ungefähr in meinem Alter stand und, ursprünglich dienstuntauglich, nunmehr zu den Soldaten eingezogen werden sollte. Ich machte mich sofort erbötig, beim Militär seine Rolle zu spielen. Denn ich zweifelte nicht daran, daß ich, zur Front geschickt, Gelegenheit finden könne, überzulaufen und auf diese Art zu den Unsern zurückzukehren.

Zufolge meiner Körperlänge aber tat man mich nicht einfach zu einem der Regimenter des Gouvernements, sondern ich kam zu den Garderekruten. Ich habe immer auf dem Standpunkt gestanden, daß über das Mittelmaß hinauszureichen nur Nachteile bringt. Ein hochgewachsener Mensch fällt überall auf, er paßt auf kein Pferd, in keinen Wagen, in kein Bett, er kann sich, wenn er eine Hose zerreißt, keinerlei fertigen Ersatz kaufen, und hat er vollends ein wenig mehr Geist als seine Mitmenschen, so paßt er überhaupt nicht mehr zu ihnen.

Auch in meinem Fall sollte ich von meiner Zuteilung zu den Garderekruten nur Nachteile haben. Wäre ich zu einem Linieninfanterieregiment getan worden, so hätte man mich, nach einer Ausbildungszeit von wahrscheinlich nicht mehr als sechs oder acht Wochen, ins Feld geschickt und ich hätte meine Flucht ins Werk setzen können. Bei der Garde aber war die Ausbildungszeit eine unvergleichlich längere, und bei der Gardekavallerie — vor allem der überflüssigen Manöver mit der Lanze wegen — und bei der Artillerie vermutlich gar nicht abzusehen.

Zudem geschah mit uns Garderekruten zunächst mehrere Wochen lang überhaupt nichts, sondern man sparte uns für einen Vorgang auf, welcher sich unter erheblichem Aufsehen alljährlich in der Hauptstadt abspielte. Der Großfürst Nikolaj nämlich pflegte die Zuteilung der Rekruten zu den einzelnen Garderegimentern persönlich vorzunehmen, die Offiziere der Garde und ihre Damen waren dabei anwesend und das Ganze gab Anlaß zu einer Art militärischen Festes. Auch in diesem Jahr war der Großfürst, trotz dem Kriege, in die Hauptstadt gekommen und nahm die Rekrutenzuteilung persönlich vor.

Das Ereignis spielte sich in der sogenannten Michailowskij-Manege ab, einer Reitschule, die so groß war, daß darin, wie es hieß, zwei Batterien zu gleicher Zeit exerzieren konnten. Die schöne Welt füllte die Logen, es wurden Erfrischungen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0479
gefördert durch Baden-Württemberg

und Champagner gereicht; zwei Militärkapellen spielten abwechselnd, und in der Mitte der Reitschule stand der Großfürst und teilte den Regimentern die Rekruten zu.

Es waren dies Leute aus allen Gegenden des ungeheuren Reiches, Hirten aus dem Ural sowohl wie Jäger aus den sibirischen Tundren, Bauern aus Weißrußland und Nomaden von den Küsten des Gelben Meeres. Sie hatten hochgewachsen zu sein und gut auszusehen. Weil sie aber einfache Menschen waren, vom Lärm, der Musik und dem Blitzen der Uniformen und Orden verwirrt, so hatte man Maßnahmen getroffen, daß sie nicht etwa durch Tölpelhaftigkeit den Ablauf der ganzen Geschichte stören sollten. Von der Mitte der Reitschule nämlich, wo Nikolaj Nikolajewitsch stand, zu den Wänden führten, den einunddreißig Regimentern der Garde entsprechend (und die Gardekosakendivision nicht mitgerechnet), einunddreißig Reihen von Unteroffizieren der einzelnen Regimenter. Das Ganze sah aus wie ein vielstrahliger Stern. Stand der Rekrut vor dem Großfürsten, so musterte ihn dieser und teilte ihn zu einem der Regimenter ein. Der Adjutant schrieb dem Rekruten den Namen oder die Nummer des betreffenden Regiments mit Kreide auf den Rücken und schob ihn der entsprechenden Reihe von Unteroffizieren zu. Der erste Unteroffizier nahm ihn in Empfang und schob ihn in die Arme des zweiten, der zweite in die des dritten, und so gelangte der Rekrut bis zur Wand, wo seine neuen Kameraden schon standen. Inzwischen waren bereits die nächsten drangekommen.

Die Zuteilung zu den einzelnen Regimentern erfolgte nach ganz bestimmten Grundsätzen. Es gab da zum Beispiel das Regiment Pawlowskij, dessen Angehörige durchwegs gelbhaarig zu sein hatten, pockennarbig und stulpnäsig; und dies zur Erinnerung an das Aussehen des 1801 ermordeten Zaren Paul I. In einem andern Regiment hatten alle Leute blauäugig zu sein und schwarze Bärte zu haben. Und hatte der Großfürst einen Rekruten zugeteilt, so applaudierten jedesmal die Offiziere und Damen des betreffenden Regiments.

Das Ganze ging verhältnismäßig schnell vor sich, denn es waren Hunderte, ja Tausende von Rekruten abzufertigen. Nikolaj Nikolajewitsch, in einer Husarenuniform und immerzu Zigaretten mit langem Mundstück rauchend, die er auch beim Reden nicht aus dem Munde nahm, musterte die Leute, wie es schien, mit großer Sicherheit. Es ging fortwährend in rascher Folge: ‚Gelbe Kürassiere, Ismailowskij! Leibhusaren, blaue Kürassiere! Preobraschenskij, Chevauxlegers, Ulanen Seiner Majestät!‘ Gemeint war damit das Leibulanenregiment des Zaren. Es gab aber auch Leibulanen der Zarin, genannt ‚Ulanen Ihrer Majestät‘. Der Adjutant schrieb mit seiner Kreide, und die Rekruten verschwanden in alle Richtungen der Windrose.

Ich hatte mir, als ich dieses Bildes ansichtig geworden, natürlich sofort gesagt, daß auch meine Zuteilung zu einem der Regimenter bloß einen Moment dauern werde. Wenn man mich an dem Generalissimus vorübertrieb, würde er mich nur mit einem Blick streifen und mich, meiner verhältnismäßigen Schmächtigkeit wegen, wohl zu den Dragonern, zu den Husaren oder zur Artillerie einteilen und nicht zu den Kürassieren — was übrigens keinen Unterschied in der Ausbildungszeit gemacht hätte —, jedenfalls aber nicht zur Infanterie, die aus lauter vierschrötigen Kerlen bestand.

Es sollte aber ganz anders kommen, als ich vermutet. Wenn das Schicksal eingreift, kommt immer alles ganz anders, als man geglaubt hat. Ich hatte mir den Kopf zerbrochen, wie ich mich aus der Affäre ziehen könne, jedoch keinerlei Einfall gehabt. Ich stand in der Reihe der übrigen Rekruten und wurde von der schrittweisen Bewegung, mit der sie gegen den Großfürsten vorrückte, mitgenommen wie von etwas Unausweichlichem, von welchem auch mein Denken ausgelöscht ward. Zudem erinnerte Nikolaj Nikolajewitsch mich an meinen Vater, und je näher ich ihm kam, desto mehr nahm mich diese Ähnlichkeit gefangen. Er trug den Bart auf die Weise meines Vaters und hatte auch die gleiche Art von Tränensäcken unter den Augen. Selbst seine Hände schienen mir eine vollkommene Ähnlichkeit mit meines Vaters Händen zu haben. Sie waren, wenngleich groß und kräftig, schön gestaltet, mit Fingern, die an ihren Enden schmaler wurden und nach unten umgebogene Nagelspitzen hatten.

Ich war schon so nahe, daß ich dies alles ganz genau sah. Nikolaj Nikolajewitsch streifte auch mich mit seinem Blick, und nun, dachte ich, werde er den Namen irgendeines Kavallerie- oder Artillerieregiments mit hoffnungslos langer Ausbildungszeit nennen. Statt dessen erweiterten sich seine — wie bei meinem Vater — ein wenig zusammengekniffenen Augen, danach nahm er sogar die Zigarette aus dem Mund und schließlich brach er in Lachen aus.

‚Sieh da, Konstantin Iljitsch!‘ lachte er. ‚Dachtest du wirklich, ich würde dich nicht erkennen?‘

Ich hatte damals schon lange genug in Rußland gelebt, um das Russische, wenngleich ich es kaum sprechen konnte, einigermaßen zu verstehen. Doch begriff ich absolut nicht, was er meinte.

‚Und sogar einen Bart hast du dir wachsen lassen‘, fuhr er fort. ‚Einen Bartanflug, zum mindesten. Einen echten Bartanflug!‘ Hierbei hatte er sich mir genähert und zog nun an dem kleinen Barte, der mir gewachsen war. Ich hatte ein Gefühl, wie ich es immer gehabt, wenn mich mein Vater am Ohr gezogen hatte. ‚Nur die Haltung, mein Sohn Konstantinuschka!‘ lachte er. ‚Die Haltung! Sagte ich dir nicht, daß dich, ob du nun einen Bauern spielen würdest, einen Kutscher oder einen Postbeamten, die Haltung verraten werde? Denn aus seiner Haltung kann man nicht heraus, mein Söhnchen, so wenig wie man aus seiner Haut kann. Man bleibt eben, was man ist.‘

Ich überlegte, so schnell ich konnte, wohin diese offenbare Verwechslung mich führen werde. Daß ich nun etwas zu erwidern hatte, war klar. Dieser Konstantin Iljitsch, von dem ich nicht ahnte, wer er sei, für den er mich hielt, mußte jetzt etwas sagen, wenn Nikolaj Nikolajewitsch Konstantin Iljitsch' Verkleidung nicht krumm nehmen sollte.

In meinem schlechten Russisch durfte ich nicht antworten. Auf Deutsch zu antworten, schien mir zwecklos und gefährlich. Ich wählte also das Französische, wenngleich mir auch dies gefährlich genug erschien.

‚Kaiserliche Hoheit‘, sagte ich, ‚ich bin nicht Konstantin Iljitsch. Ich bin der Sohn eines Kolonisten aus dem Gouvernement Saratow und bitte, zu einem der Infanterieregimenter eingeteilt zu werden.‘

‚So?‘ lachte er und setzte zu meiner Verwunderung in gutem Deutsch hinzu: ‚Ein Kolonist willst du sein, ein ganz gewöhnlicher Bauer, dessen Vorfahren aus Deutschland kamen, und sprichst das Französische wie nur irgendeiner?‘

‚Ich bin in Astrachan zur Schule gegangen‘, erwiderte ich, gleichfalls auf Deutsch.

Es war nun an ihm, sich zu verwundern.

‚Das wußte ich ja gar nicht, daß du auch deutsch sprichst‘, sagte er. ‚Das hattest du mir verheimlicht, Kleiner.‘ Und er wandte sich an seinen Adjutanten: ‚Was sagen Sie, Konstantin Iljitsch spricht alle Sprachen und dabei will er einen Bauern spielen!‘

Auch der Adjutant lachte nun pflichtschuldigst. Er schien gleichfalls nicht daran zu zweifeln, daß ich Konstantin Iljitsch sei. Der Zwischenfall begann Aufsehen zu erregen. Die Unteroffiziere und Rekruten standen zwar rundum und wußten nicht, was sie von der Sache halten sollten, in den Logen aber war es aufgefallen, daß die Prozedur nicht weiterging, und man reckte die Hälse.

‚Und warum willst du denn durchaus zur Infanterie, mein Sohn?‘ fragte der Großfürst. ‚Immer nur zu Fuß, immer mit dem Gepäck auf dem Rücken! Was

Die Katze macht so schön einen runden Buckel, als ob ihr jeder daran herunter rutschen könnte. Aber der dumme Taler, der das glaubt, fällt unweigerlich in den Schlitz des Buckels. Und das soll er allerdings auch, denn dazu ist ja so ein Spartopf da.

(Der hier abgebildete Spartopf stammt aus der Schweiz und ist im Staatlichen Museum für Volkskunde-Berlin aufbewahrt.)

Z 766

Leute mit hohen Ansprüchen wollen in erster Linie etwas Gutes kaufen - und erst in zweiter Linie fragen sie nach dem Preis.

Wenn solche Leute Nivea-Zahnpasta benützen, dann tun sie es nicht, weil die große Tube nur 40 Pfg. kostet (und die kleine 25 Pfg.) – sondern weil sie diese Zahnpasta ganz einfach für gut halten...! (Immerhin macht ihnen aber auch der niedrige Preis Freude!)

Große Tube 40 Pf.
Kleine Tube 25 Pf.

NIVEA
Zahnpasta

GESPART ist GESPART!

bewährt als Motorrad u. Flugzeugmotor
ZÜNDAPP-WERKE G.M.B.H. NÜRNBERG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0480
gefördert durch
Baden-Württemberg

hast du dir da nur ausgedacht? Findest du's denn nicht schöner, zu reiten? Du reitest doch, weiß Gott, gut genug. Oder bist du etwa zu faul zur Pferdewartung? Du wirst sie ja nicht selber warten müssen, deine Pferdchen, es wird sich schon ein andrer finden, der sie dir wartet.'

Ich war auf die Beantwortung dieser Fragen durchaus nicht vorbereitet. Überhaupt merkte ich, in welche Gefahr man geriet, wenn man jemand anders vorstellen wollte. Es schien, daß man dann ohne weiteres auch für einen dritten oder vierten gehalten werden konnte. Man wußte auf einmal nicht mehr, wer man war. Es überkam mich wie ein Schwindel.

‚Kaiserliche Hoheit', sagte ich, ‚gäbe man mich zur Kavallerie, so müßte ich fürchten, nicht mehr zurecht ins Feld zu kommen.'

‚Du bist doch im Feld', lachte er. ‚Du kommst ja aus dem Felde. Und patriotisch tust du auch noch, wenngleich du doch eigentlich ein Zweifler und ein Nörgler bist! Ich weiß es, mach mir nichts vor, ich weiß es gut genug. Wozu also wirklich, meinst du, kämest du nicht mehr zurecht?'

‚Zum Kriege.'

‚Er wird dir noch lang genug dauern. Oder glaubst du etwa, wir würden ihn so schnell gewinnen?'

‚Nein.'

‚Sondern? Was sonst?'

‚Vielleicht verlieren?'

Gott allein weiß, wer mir diese Antwort eingegeben hatte. Vielleicht dachte ich, ich müsse so reden, weil Konstantin Iljitsch ‚ein Zweifler und Nörgler' war; und Fürsten, so lang sie bei Laune sind, lieben ja die Bemerkungen von Zweiflern. Zweifler vertreten ungefähr die Stelle von Hofnarren. Es stellte sich aber sofort heraus, daß meine Antwort die unklügste gewesen war, die ich hatte geben können. Ich muß selber ganz verblüfft gewesen sein, daß sie mir entfahren war, und auch der Gesichtsausdruck des Großfürsten veränderte sich sofort.

‚Das meinst du?' schrie er.

Ich vermochte keine Antwort mehr zu geben. Ich versuchte zu stottern, daß ich, als deutscher Kolonist, eigentlich gemeint hätte, die Mittelmächte würden den Krieg verlieren. Doch brachte ich es nicht heraus. Aber auch auf ihn schien meine Bemerkung wirklichen Eindruck gemacht zu haben. Vielleicht zweifelte er selber schon am Erfolge der russischen Sache. Vielleicht hatte sich noch niemand gefunden, der ihm diese damals schon allgemeine Meinung zu hinterbringen gewagt. Jedenfalls näherte er sein Gesicht dem meinen und fuhr mich an:

‚Das glaubst du wirklich? Glaubt ihr das vielleicht schon alle bei eurem verdammten Regiment? Nun, und wie lange, sagt ihr, wird es also noch dauern?'

‚Ein Jahr vielleicht', sagte ich.

Es blieb mir nichts andres übrig, als etwas dergleichen zu sagen, denn ich konnte ja nun nicht mehr zurück.

Er richtete sich auf. Dieses Maß vermeintlicher Vertraulichkeit schien ihm zu weit zu gehen.

‚Dann', schrie er auf Russisch, ‚hast du ja wirklich keine Zeit mehr zu verlieren, mein Sohn! Aber du sollst mir sie auch nicht versäumen! Fort! Zurück zu deinem Regiment! Und als erstes hast du vierzehn Tage Stubenarrest!'

Zugleich gab er mir einen Stoß vor die Brust. Der Adjutant mochte das Deutsche nicht verstanden haben. Aber das Russische zu verstehen, schien er sich verpflichtet zu fühlen. Ich spürte, wie er mir, immer noch lachend, mit seiner Kreide etwas auf den Rücken schrieb. Offenbar hielt er, was Nikolaj Nikolajewitsch gesagt, für die Krönung des zwischen uns vorgefallenen Spaßes und schrieb mir des wirklichen Konstantin Iljitsch Regimentsnummer auf den Rücken.

‚Lachen Sie nur nicht so blöde!' hörte ich den Großfürsten schreien. Aber auch das Benehmen von einigen der Unteroffiziere, denen ich zugeschoben wurde, ließ mich nicht daran zweifeln, daß sie glaubten, in mir einen Offizier ihres Regiments zu erkennen. Sie reichten mich mit vorsichtiger Hochachtung zur Wand weiter.

Ich wandte mich an einen der neben mir stehenden Rekruten. ‚Was steht auf meinem Rücken?' flüsterte ich ihm zu. Der Tölpel konnte nicht lesen. ‚Bei welchem Regiment, zum Teufel, sind wir?' zischte ich, und er antwortete: ‚Grodnoer Husaren.'

Es war eines der vornehmsten Regimenter. Augenscheinlich stellte ich einen Aristokraten vor, mit dem sich der Großfürst befreundet hatte, zum mindesten war ich ‚dworianin', also adelig. Denn andere als adelige Offiziere dienten kaum bei der Garde.

Als wir aus der Reitschule geführt wurden, atmete ich auf. Noch am gleichen Abend wurden wir — etwa hundert meiner neuen Kameraden und ich — einwaggoniert. Auch der Wachtmeister, der den Transport befehltigte, nahm mich augenscheinlich für einen Offizier. Er nannte mich ‚Euer Hochwohlgeboren!' und schien es für den Wahn eines Vorgesetzten zu halten, daß ich für einen Rekruten gelten wollte.

Wir waren eine Nacht und einen Tag unterwegs gewesen, als ich, während der Zug in einer Station hielt, den Wachtmeister mit Donnerstimme meinen Namen, oder vielmehr den des Sohnes des deutschen Kolonisten, für den ich eingesprungen war, ausrufen hörte. ‚Gagemann!' brüllte er. ‚Wilgelm Karlowitsch Gagemann!' Denn die Russen können deutsche h schlecht aussprechen. Ich blickte hinaus. Der Wachtmeister stand, umgeben vom Stationspersonal, auf dem Bahnsteig, und sie reichten einander ein Blatt weiter, offenbar eine Depesche.

Der Schwindel — sofern man ihn einen solchen nennen konnte — war heraus. Ich sprang sofort auf der andern Seite aus dem Zuge und rannte um mein Leben. Um keine Zeit zu verlieren, wandte ich mich nicht ein einziges Mal um. Doch merkte ich, daß man mir nachsetzte. Auch hörte ich den platzenden Knall von ein paar Revolverschüssen, und die Geschosse schwirrten über mich hinweg. Gewehre schien man erfreulicherweise nicht sogleich zur Hand gehabt zu haben.

Nach etwa einer halben Stunde war ich meine unmittelbaren Verfolger los. Ich ließ mich in einen trockenen Wassergraben fallen und schnappte nach Luft. Sobald ich konnte, setzte ich meine Flucht fort.

Es ist nicht meine Absicht, die Aufmerksamkeit der Herren weiterhin auf die Einzelheiten dieser Flucht zu ziehen, die mich schließlich, nach langen Strapazen und Gefahren, über den Kaukasus führte. Tausende solcher oder ähnlicher Fluchtversuche sind gelungen, ein Vielfaches davon ist mißglückt. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, die Wirklichkeit des Lebens erzähle die interessantesten Geschichten. Aber diese Behauptung ist so flach wie alles, was allgemeinhin behauptet wird. Ich habe vielmehr gefunden, daß, was man Wirklichkeit nennt, zwar unangenehm, sonst aber ganz uninteressant ist. Interessant zu werden beginnt das Leben überhaupt erst in den Augenblicken, in welchen es unwirklich wird; und die vollkommensten Erzählungen sind solche, die bei größter Wahrscheinlichkeit den höchsten Grad von Unwirklichkeit erreichen.

Fortsetzung folgt

Kaliklora - die angenehm schäumende Zahnpasta

Aus der Büchenstadt Leipzig

Wertvolle Bücher zu Bruchteilen der früheren Preise. Katalog 21 kostenlos und unverbindlich.
A. Foersters Verlag
Leipzig C 1, Antonstrasse 15–19

BUCH DER FLIEGER: Sönnichsen
DAS FLUGZEUG
Umfassendes Handbuch über Aufbau, Triebwerk, Flugwerk, Ausrüstung, elektr. Anlagen, Anzeigegeräte, FT-Anlage, Instandsetzungsarbeiten und Betriebsmaßnahmen. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage, 920 Seiten mit über 750 Abbildungen. 13 teils mehrfarbigen Tafeln, einer Beilage „Deutsche Flugzeugmuster" sowie einer 24seitigen, farbigen Broschüre: „Beispiel für den Aufbau eines zweimotorigen Mehrzweckeflugzeuges". Ganzleinenband RM 27,— spesenfrei oder monatlich RM 3,—. Erf.-Ort: Berlin-Tempelhof.
Walther Freund & Co., Berlin SW 11 / WK.
Postscheckkonto: Berlin 7305 — Spezialprospekt frei — **Werber gesucht!**

Die Kuh verlängert die Eierkarte

Die Kuh spendet herrliche, frische Milch. Aus diesem Kraftquell Milch wird Milei gewonnen. Man verwendet Milei an Stelle von Hühnerei. Man nimmt Milei zum Kochen, zum Braten, zum Backen. Milei verlängert die Eierkarte. Es bindet Suppen und Tunken, es lockert Kuchen und Feingebäck, es paniert Fisch und Fleisch.

Milei aus dem Kraftquell Milch

Migetti die kräftige Vollkost, auch ein Milei-Erzeugnis

Schlichte
Sie wissen ja:
Trinket ihn mässig!

Ha Ha
Ich habe mir schicken lassen: **„Das Heiterkeitspaket"** enthaltend die besten u. schlechtesten Witze, tolle Geschichten, wirkungsv. Deklamationen u. Couplets nach bekannt. Melodien. Außerdem originelle Späße u. Anekdoten z. Nacherzählen, lust. Zeitvertreib auf insgesamt 192 Seiten. Dazu 10 Knalleinlag. f. Zigarett., 1 Katzenstimme u. and. bewährte Scherzartikel. Alles zus. RM 2,75 einschl. Porto. Nachn. RM 3,10
Versand E. Rudolph, Dresden A 16 / 371

Städtische Ingenieurschule
MANNHEIM
Maschinenbau — Elektrotechnik
Technischer Kaufmann
Programm A kostenlos

Musikinstrumente, bes. Harmonikas

Großversand an Private
Meinel&Herold
Klingenthal 416
Niedrige Preise · Garantie
siehe Hauptkatalog
Zusendung umsonst

Pigmentan Hautschutz bei Sonne – Wind – Wetter – Kälte!
Tube –.54, Dose – 42 u. –.75, Flasche –.85 u. 1.35, Ultra-Pigmentan Tube –.85

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0481
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Hauptmann aus dem Niemandsland

NACH TATSACHEN ERZÄHLT

VON KRIEGSBERICHTER CLEMENS LAAR

Die letzte Fortsetzung schloß: Die Tür flog auf, zwei, drei Lichter erloschen erschrocken. Stülps fegte herein und stieß einen Wirbel von Tatkraft und Tatenfreude vor sich her.

„Es geht los, meine Herren. Ganz große Sache. Jedenfalls für unsere Verhältnisse ... Aber zunächst mal, wie geht es Ihnen denn, Sie kriegerischer Medizinmann. Man hat Ihnen ein paar Pfund Fleisch abgeschossen?"

Atzel mußte lachen. „Keine Rede davon. Bin auch schon wieder völlig auf dem Damm. Es lag bloß an der verfluchten Kälte, und dann fiel mir die französische Artillerie etwas auf die Nerven. Von den Maschinengewehren ganz zu schweigen. Sie haben so ein kleines Preisschießen an mir veranstaltet. Im Anfang nimmt das etwas mit."

6. Fortsetzung

Stülps warf krachend den Stahlhelm auf den Tisch und nickte Atzel verständnisvoll zu. „War auch ein ganz ordentlicher Rabbatz. Da wäre auch manch alter Trichterlöwe aus dem Weltkrieg etwas blasser geworden ... Ja, nun aber der Sack mit den großen Neuigkeiten: Die Division hat sich entschlossen, in unseren Nachbarabschnitten eine Verbesserung unserer Stellung vorzunehmen. Wir mit unserem Abschnitt ragen ja bekanntlich wie ein Blinddarm in die Gegend. Das soll nun anders werden, und unter dem Drang der Ereignisse hat auch das hohe Generalkommando mit einer unerwarteten Schnelligkeit seine Einwilligung gegeben. Zur Sicherung der sogenannten Stellungsbesserung — vielleicht wird doch ein regelrechter Angriff draus — darf auch die schwere Abteilung der Divisionsartillerie mal mitmimen ... Sie wissen ja, im allgemeinen herrscht bei uns das Prinzip vor, den Franzosen nicht zu verraten, was wir so alles an besseren artilleristischen Dingen im Laufe der letzten Wochen aufgebaut haben. Es soll eine Überraschung für den Augenblick bleiben, wenn einmal der große Angriff losgeht ... Na, also in diesen Fall werden die Herren da drüben mal etwas eingedeckt werden. Unsere 15-cm-Rohre halten ganz schön hin. Bei uns im Abschnitt wird außerdem geschlossen die IG-Kompanie des Regiments eingesetzt. Geht noch heute Nacht in Stellung. Beginn des Angriffs — ich meine, der Stellungsverbesserung — Y-Zeit minus 45. Die gesamte eingesetzte Artillerie beginnt um Y-Zeit minus 50 mit dem Beschuß der feindlichen Stellungen und dem Niederhalten der französischen Artillerie. Wir selbst holen uns bei Einsetzen des Artilleriefeuers mit einem Stoßtrupp den Hauptmann. Die Pioniere nehmen wir beim Vorgehen auf. Mit Gegenwirkung ist bei Ausnutzung des Überraschungsmomentes und bei Schnelligkeit des Vorgehens kaum zu rechnen. Allenfalls die Werkgruppen Hackenberg und die Südwerke von Königsmachern könnten unangenehm werden. Natürlich auch dieses oder jenes MG-Nest, aber man rechnet beim Regiment sicher damit, daß die Franzmänner vor unserem Abschnitt sich schleunigst zurückziehen, wenn es nebenan nach Angriff aussieht."

„Und unsere eigene Stellung?" erkundigte sich Holberg. „Bleibt die so beschissen?"

„Wir bleiben. Und im übrigen ... So schlimm wie früher ist es lange nicht mehr. Da hat einer für gesorgt ..."

Sie vermieden, sich anzusehen. Atzel beugte sich zu dem schlafenden Hund herunter. Jemand räusperte sich im Hintergrund.

Stülps straffte sich. „Aber dafür werden wir ihn einholen. Wie einen König ..."

„Um Y-Zeit minus 50". sagte Holberg langsam. Weder er noch ein anderer dachte daran, daß sie eigentlich schon längst abgelöst und in Ruhe sein sollten.

X.

Einholung eines Helden

Das Lazarett des Panzerwerks lag noch fünfzehn Meter tiefer als die Maschinenräume. Man hatte es erst nachträglich eingerichtet, da die ursprünglich beim Bau im Jahre 1925 vorgesehenen Räume zu hoch lagen und außerdem nach der deutschen Aufrüstung als zusätzliches Munitionsdepot benutzt wurden. Wie es überhaupt seit dem Jahre 1935 in der gesamten Maginot-Linie keine Werkgruppe gab, die ihren Charakter beibehalten hatte.

Der Oberleutnant Mathieu Ketterer hatte bisher von den Sanitätsanlagen des Hackenberg nichts kennen gelernt als die zwei gekachelten Räume in der Traverse Quinze, die neben den Räumen des Kommandanten lagen und für kleinere Fälle benutzt wurden.

Ihn schauderte, als er der Ordonnanz eine winklige Treppe hinab immer tiefer folgte. Aus unerfindlichen Gründen, bestenfalls jedoch aus Zeitmangel, war vermieden worden, einen Fahrstuhl einzubauen. Statt dessen war für den Transport Verwundeter eine schräge, in Serpentinen nach unten führende Gleitbahn angelegt, die in ihrer nüchternen, kalkigen Armseligkeit an die Stallrampe eines heruntergekommenen Tattersalls erinnerte. Auf Schienen lief ein niedriger Schlitten mit einem Rahmengestell für vier Bahren nach unten.

Mein Gott, dachte er, alles wirkt, als ob es nur den Weg nach unten und keinen mehr nach oben gibt. Es ist wie der Absturz in eine Welt der Hoffnungslosigkeit.

Die Treppe endete in einen ungewöhnlich hell erleuchteten Tunnel, der aber kaum länger als fünfzig Meter war. Auch die Schienen der Gleitrampe endeten hier. Zur Linken wie zur Rechten ging eine Anzahl von Gasschleusen ab, die wohl wiederum zu den eigentlichen Lazarettträumen führen mochten. Am Ende des Tunnels durchbrachen drei große Schiebetüren den vor Feuchtigkeit grauen Mörtelbewurf der Wände.

Ein Transportschlitten stand vor einer Tür, auf der nur in weißer Kreideschrift vermerkt war: Station III.

Die Ordonnanz blieb auf halbem Wege stehen, wies flüchtig in die Richtung, erklärte: „Dort zur Rechten, mon Capitain" und verschwand ohne weiteres Zeremoniell. Auf dem Transportschlitten hockten zwei Sanitäts-Sergeanten in äußerst angeregtem Gespräch. Sie unterbrachen es nur, um in schnellen Abständen einen nervösen Zug aus ihrer Caporale zu nehmen und verächtlich in die Gegend zu spucken. — Das Rauchen war verboten.

Keiner von ihnen nahm Notiz von dem Turmkommandanten Oberleutnant Mathieu Ketterer. Sie sprachen von Paris.

„Also, daß du auch aus Paname bist, mein Bester ..."

„Und ob. Ménilmontant!"

„Ah Ménilmontant! Die schönsten Mädchen, die verkommensten Männer, l'octroi vicieux ..."

„T'ais ta gueule!"

Ketterer sah die beiden scharf an. Sie ignorierten ihn vollständig.

Seine Höflichkeit war voll bitterer Ironie, als er gelassen fragte:

„Vor kurzem muß hier ein Capitaine eingeliefert worden sein. Der Name ist Creuille le Fer. Er hat nach mir geschickt. Wissen Sie, wo er sich aufhält, meine Kameraden?"

Der Mann aus Ménilmontant warf mit schönem Schwung seinen Stummel fort. Gleichmütig wies er mit dem Daumen über die Achsel. „Er muß dort drin im Verbandraum sein. Station III, mein Leutnant. Wir haben nur die eine in Betrieb."

Wortlos wandte sich Ketterer ab. Er ging durch einen leeren Vorraum, der mit einigen mit schwarzem Wachstuch bezogenen Bänken ausgestattet war, fand eine halboffene Tür und stand plötzlich im gleißenden Licht eines Operationssaales. Unwillkürlich legte er die Hand über die Augen.

Es roch nach Äther, Carbol und nach Leuchtgas. Plötzlich hörte er die spöttische Stimme Creuilles.

„Verzeih, mein Alter, ich habe gebeten, daß man die Lampen nicht löscht. Ich brauche nämlich alles Licht, das ich noch bekommen kann. Es wird bald sehr dunkel um mich sein ..."

Ketterer ließ die Hand sinken. Er sah einen Operationstisch mit einem verrutschten, blutbefleckten Leinentuch, einen Rollständer mit blinkenden Gerätschaften und schließlich am Boden hinter dem Operationstisch eine halbhohe Rollbahre, auf der sein Kamerad lag. Man hatte ihm eine Decke bis zum Kinn hinaufgezogen. Sein Gesicht war leichenfahl, von leicht angekrustetem Schmutz bedeckt. Man sah, daß jemand versucht hatte, es flüchtig mit einem Schwamm zu reinigen.

„Creuille, was machst du für Dummheiten?"

Creuille verzog die fiebrig schorfigen Lippen zur Andeutung eines Lächelns. Er starrte zur Decke in das erbarmungslos schneidende Licht. Schleppend erklärte er, ohne den Kopf zu wenden:

„Die Dummheiten haben die Tubibes gemacht. Die hätten mich auch in Ruhe krepieren lassen können. Aber es geht gegen ihren beruflichen Ehrgeiz, weißt du."

In seinen Mundwinkeln zeigten sich rote Flecken, die zu einem dünnen Strom wurden.

„Um Gotteswillen sei still. Du darfst nicht sprechen ..."

„Lassen Sie ihn sprechen", meinte jemand knarrend im Hintergrund. Zuerst entdeckte Ketterer den Sprecher nicht. Er sah nichts als den Rücken eines riesengroßen Sanitätsgehilfen. Der Mann hielt eine flache Emailleschale. Ein Stabsarzt mit goldgerändertem Käppi und einem blau eingefaßten Operationskittel suchte pedantisch in dieser Schale nach einer Kanüle für die Spritze, die er prüfend hoch hielt.

„Lassen Sie ihn ruhig sprechen. Er hat das Bedürfnis danach. Es ist auch das Letzte, was wir für ihn tun können ..."

Ketterer war, als müßte er zurücktaumeln vor der gleichmütigen Brutalität dieser Worte und dieser Stimme. Er wollte auffahren, aber da hörte er ein leises keuchendes Lachen von Creuille. „Da hörst du es."

„Aber, um Gotteswillen, es muß doch eine Hoffnung geben ..."

Der Arzt legte klirrend die Spritze in das Becken. Er trat näher und sah mißbilligend Ketterer an. „Granat- oder Minensplitter durch Lunge, Leber, Milz. Was glauben Sie eigentlich, mein Guter, wie lange ein Mann leben kann, dem das passiert ist. Außerdem ..."

Er zögerte. Ketterer sah zu seiner Verwunderung, daß die hellgrauen Augen des alten Mannes gar nicht brutal und empfindungslos wirkten. Nur etwas wie Verzweiflung lag darin.

„Außerdem", sagte der Mann, „sehe ich nicht ein, warum wir lügen sollen. Ein Soldat muß zu sterben wissen. Ihn wie ein kleines Mädchen mit rosaroten Redensarten trostreich belügen, das heißt, ihn degradieren!"

Es war still. Nur die Kohlenfäden der Operationslampe zischten leise. Der Arzt sagte noch einmal hart:

„Es gibt sowieso keine Soldaten mehr. Wenn uns doch noch einmal einer begegnet, dann müssen wir ihn auch als solchen behandeln. Und der dort hat ein großes Recht darauf ..."

Der Verwundete verzog spöttisch die Lippen:

„Du siehst, Matthieu, die Tubibes sind auch Menschen. Es sind sogar gute Menschen. Und verhinderte Helden ..."

Ketterer trat dicht neben den Kameraden. Er beugte sich ein wenig zu ihm hernieder:

„Kann ich etwas für dich tun, mein Armer?"

„Viel, sehr viel. Eigentlich alles, was man noch für mich tun kann. Du ..." Er mußte einen Augenblick innehalten. Stärker rieselten die roten Rinnsale das Kinn hinab. „Du kannst mir die Wahrheit sagen."

Der Stabsarzt trat heran und tupfte mit einem Tampon das Blut fort. Ketterer sah, daß eine unendliche Traurigkeit, eine grenzenlose Müdigkeit diesen alten Mann ausfüllten. Etwas verwirrt fragte er:

„Was soll ich dir denn sagen, mein lieber Junge?"

„Sag mir, was da draußen geschieht. Die hier lügen alle. Die Deutschen greifen an, nicht wahr?"

Ketterer zögerte: „Ich weiß nicht ..."

„Aber ... aber ich ... ich höre doch ihr Artilleriefeuer!"

„Mein Lieber, das ist doch unmöglich. Denk' doch, wo du bist. Tief unter der Erde ..."

Der Stabsarzt mischte sich ein. „Was Sie hören, mein tapferer Junge, das ist die Entlüftung. Die Gummiplatten aus den Lamellen sind schon seit langem gestohlen. Es gibt so gute Tabaksbeutel, wissen Sie ..."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0482
gefördert durch Baden-Württemberg

Creuilles fiebrige Augen flogen unruhig von einem Gesicht zu dem anderen. „Ich ... höre Artilleriefeuer ... ohne Unterbrechen ... Artilleriefeuer. Matthieu, sag' die Wahrheit ..."

„Die deutsche Artillerie ... Es ist etwas verstärkte Tätigkeit auf der anderen Seite. Das ist alles."

Der Capitain Creuille schloß die Augen. Es zischten die gleißenden Lampen und ganz leise rumorte aus der Ferne die Entlüftungsanlage. Der Atem des Verwundeten ging rasselnd. Plötzlich sagte er klar und laut:

„Jetzt holen sie ihn."

„Wen?"

Creuille schlug die Augen auf. Es war klar, daß das Fieber immer stärker von ihm Besitz nahm.

„Den Hauptmann. Den deutschen Hauptmann! Weißt du denn nicht ... Ich habe mit ihm gerungen, Matthieu ... Oh, wie habe ich mit ihm gekämpft ... Ich weiß nicht, wie lange. Jahre oder Monate oder Tage. Ich weiß es nicht ... Oder Stunden ..." Und flüsternd: „Du mußt wissen, Matthieu, daß er tot war ... Ja, er war tot. Aber er war doch lebendig. Kannst du das verstehen, Matthieu?"

„Ja, das kann ich verstehen."

„Nein, du kannst es nicht verstehen ... Niemand ... niemand kann es verstehen. Ihr glaubt alle, ich spräche schon im Wahn ... Ich bin ganz klar, Matthieu. Noch bin ich im Licht ... noch ist es nicht dunkel ..."

Er brach ab. Plötzlich lächelte er. Es war herzbeklemmend, dieses feine und stille Lächeln auf seinem gezeichneten Gesicht aufblühen zu sehen.

„Du mußt nicht glauben, daß ich Angst vor dem Dunkel habe, Matthieu ... Ach nein. Ich bin froh, sehr froh. Ich flüchte vor einem schlimmeren Dunkel, in das Ihr andern hinein müßt. Du auch, Matthieu ... Du vielleicht mehr noch als die andern ... Nein, ich bin dankbar. Wenn ich auch besiegt bin ..."

„Niemand hat dich besiegt, mein Alter. Niemand."

Auch der Arzt knarrte:

„Unsinn, seien Sie stolz, mon enfant. Sie haben gezeigt, daß Frankreich noch Helden hat."

Wie eingefroren blieb das Lächeln auf dem Gesicht des Sterbenden. Seine Stimme wurde etwas schleppender, blieb aber immer noch klar:

„Ja, ich wollte ein Held sein ... Zeigen wollte ich, daß wir nicht schlechter sind als die da drüben ... und das ... Ach, es ist so kläglich ... Hör gut zu, Matthieu, ich habe eine Wahrheit herausgefunden. Es geht nicht ... es geht nicht, daß man Held sein will. Das wird falsch, unecht und ... Wirkliche Helden, Matthieu, die wollen es nicht sein und wissen auch nicht, daß sie es sind. Wir haben keine mehr ... die verfluchten Literaten, Matthieu, die haben Frankreich verdorben ... Aber dich geht das nichts an. Nein, Matthieu, dich geht das wirklich nichts an. Du bist ja eigentlich ein Boche ... Sei nicht böse über das Wort. Du weißt ja ... wie ich bin ... Ja, das ist das Dunkel, in das du hineinmarschieren mußt. Du bist ein Deutscher und wirst es nie sein können und sein dürfen ... Und ich, Matthieu, ich war ein Franzose. Und ein echter Franzose ... und ich durfte es auch nicht mehr sein, verstehst du. In diesem Frankreich kann es eben keine echten Franzosen geben ... Der gleiche Stern über uns, Matthieu, der gleiche Stern ... Und deshalb hat der Hauptmann gesiegt. Der deutsche ..."

Ketterer sah hilflos zum Arzt. Der zuckte die Achseln und meinte halblaut: „Es ist das Fieber; die Agonie hat noch nicht begonnen. Aber er soll sich auch nicht mit dem Fieber quälen."

Fortsetzung folgt

Gewonnen!

„Da – 50000.- RM auf unser Los!"

Wenn man in der Gewinnliste der Deutschen Reichslotterie die Nummer des eigenen Loses findet und daneben eine vier- oder fünfstellige Gewinnzahl — die Freude kann man nicht beschreiben, die muß man erlebt haben! Darum: rechtzeitig das alte Los erneuern oder ein neues kaufen! Unendlich viel Schönes für Sie und Ihre Lieben, für die Zukunft Ihrer ganzen Familie kann von diesem Los abhängen.

Die größte und günstigste Klassenlotterie der Welt spielt wieder in 5 Klassen mehr als 100 Millionen RM aus — 480000 Gewinne, darunter 3 Gewinne von je 500000.— RM und dazu 5 Prämien von je 500000.— RM. Die Gewinne sind einkommensteuerfrei. 1/8 Los kostet nur 3.— RM je Klasse und kann 100000.— RM gewinnen. Wenden Sie sich noch heute wegen Ihres Loses an eine Staatliche Lotterie-Einnahme.

ZIEHUNG DER 1. KLASSE: 17. OKTOBER 1941

Größte Gewinne:
im günstigsten Falle
(§ 2, III der amtlichen Spielbedingungen)

3 Millionen RM
auf ein dreifaches Los

2 Millionen RM
auf ein Doppellos

1 Million RM
auf ein ganzes Los

3 zu 500000 RM
3 zu 300000 RM
3 zu 200000 RM

Ein Achtellos nur 3.– RM je Klasse!

6. Deutsche Reichslotterie

Höchstqualität!
Schlauchboote für Flug- und Wassersport

Deutsche Schlauchbootfabrik Hans Scheibert
Berlin SO 16, Köpenicker Straße 32a · Fernruf: Sammel-Nr. 676626

SIEG DER FRONT – OPFER DER HEIMAT
KRIEGSWINTERHILFSWERK 1941/42

KURZSCHRIFT
Anfänger bis 200 Silben in der Minute
MASCHINE SCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen • 10-Finger-Blindschreiben • Briefe schon herstellen
DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften • Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht • Prospekt 50 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«
SCHELLHAMMER · KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT · BERLIN-GRUNEWALD

ÖSTERREICHISCHE
SAURER
WERKE
LASTAUTOMOBILE · SPEZIALFAHRZEUGE

Berlin und Walterchen sind eins
Walterchens Ballhaus
Berlin O, Holzmarktstraße 72

A 254 c/41

Hausfrau, begreife: ATA spart Seife!

An jedes Waschbecken gehört eine Flasche ATA! ATA ist beim Händewaschen (allein oder in Verbindung mit etwas Seife) ein ganz ausgezeichnetes Mittel, Seife zu sparen.

Hergestellt in den Persil-Werken

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0483
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen!

Skat-Aufgabe.

Vorhand V hat: Eichel Unter (Kreuz Bube); Grün Unter (Pik Bube); Eichel Daus, 10, 8, 7 (Kreuz As, 10, 8, 7); Grün Daus, 10, 8, 7, (Pik As, 10, 8, 7).

Im nicht aufgenommenen Skat liegen: Rot (Herz) 7, Schellen (Karo) 7.

Es sind zwei Spiele möglich, die V gewinnen muß. Bei dem einen Spiel erhält V keinen Stich, also Null Augen. Bei dem zweiten Spiel muß er zwangsläufig 62 Augen erhalten. Als Beweis für diese Behauptungen dürfen die Gegner ihre Karten austauschen, und alle drei Spieler dürfen mit offenen Karten spielen. Revolution ist ausgeschaltet.

Welches Spiel spielt V, wobei er keinen Stich bekommt, was zieht er an und welches Spiel spielt V, bei dem er 62 Augen bekommen muß? Welche eigenen Karten (Augenzahl!) und welche mindest Zählkarten der Gegner erhält er?

Anderer Kopf.

Vetter — Eleve — Zerbst — Bast — Tran — Liter — Kessel — Garbe — Fugen — Eiger.

Jedem der obenstehenden Wörter ist ein anderer Kopf, das heißt Anfangsbuchstabe, zu geben, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die gefundenen Buchstaben nennen, in der gegebenen Folge gelesen, einen großen preußischen Strategen.

Oft erprobt.

Eins: Gar nicht weit von hier,
Zwei: In der Traufe steckt.
Drei: Ist die Braut von mir,
Vier: Laut, als Schluß entdeckt. —
Was daraus entstand,
Such am Himmel nur;
Über Feindesland
Findet's jede Spur!

Vorsetzrätsel.

Ute — Lette — Esse — Traum — Eger — Reue — Ur — Ion — Argo —Nerz.

Jedem der obenstehenden Wörter ist eine der nachstehenden Buchstabengruppen vorzusetzen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, der Reihe nach gelesen, ein Mitglied der Flugzeugbesatzung.

be — diens — emb — fli — kaut — nam — ome — rei — rim — unt.

Auflösungen aus Nummer 20:

Der Verbindungsbuchstabe: Reh(p)osten, Alk(a)zar, Schenke(n)dorf, Wal(z)werk, Arme(e)korps, Wette(r)stein, Land(j)ahr, Kent(a)ur, Pferd(e)kraft, Süden(g)land, Erz(e)rum, Güte(r)zug. — Panzerjaeger.

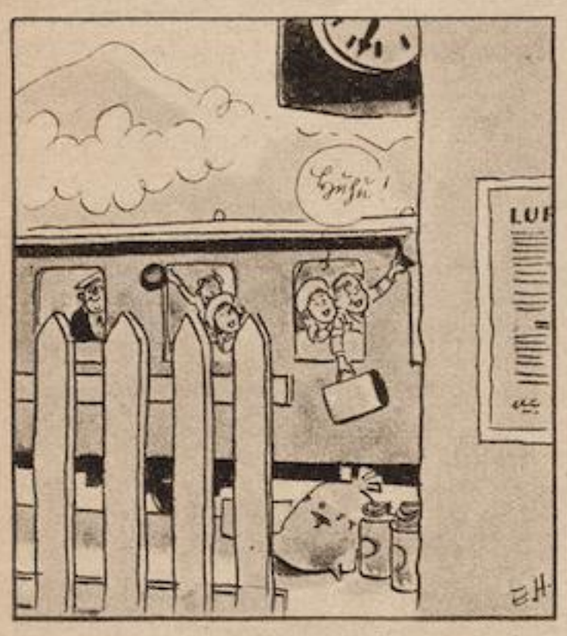
Austauschrätsel: Geisel, Acker, Goethe, Spalier, Karausche, Backe, Vorhang, Flotte, Markt, Karton, Miete, Feuer, Stolz, Rega, Dürer. — Schlachtkreuzer.

Ein Zeichen mehr: Baum, Dingo, Mais, Saale, Waffel, Regal, Barbara, Pavian, Kamerad. — Moselland.

Liebe Soldaten: rührt Euch!

Silbenordnen: Was uns not ist, uns zum Heil,
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Immer tätig: fassen.



Bei Schultheiß Bergers kommen die Verwandten aus der Stadt über die Herbstferien zu Besuch.

Die Vettern und Basen sollen auch bald rote Backen haben, der Onkel verspricht es.

Das zarte Mariechen klagt über nasse Füße und fürchtet sich vor einem Schnupfen.

„Nimm Wybert!" sagt der Onkel, Wybert schmeckt gut und schützt vor Husten und Heiserkeit

GRÄF & STIFT

Lastwagen, Omnibusse, Spezialfahrzeuge für Feuerwehr, Straßenreinigung · Eigene Karosseriewerke

FABRIK: WIEN, XIX., WEINBERGGASSE 58–76, FERNSPRECHER B-12-5-90 SERIE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0484

gefördert durch Baden-Württemberg

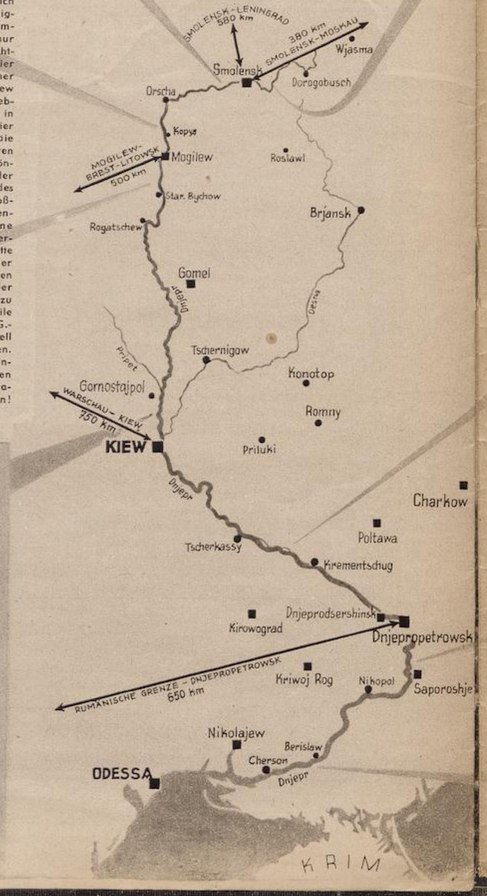
Die erste große Entscheidung am Dnjepr fiel mit der Einnahme von Smolensk Mitte Juli. Einer motorisierten Infanteriedivision der Panzergruppe des Generaloberst Guderian gelang die Inbesitznahme des südlichen Teiles der Stadt in schnellem Zupacken. Der nördliche Teil — durch den Dnjepr getrennt — wurde von den Bolschewiken zunächst zäh verteidigt, dann in Brand gesteckt. Den deutschen Soldaten gelang es in kürzester Zeit, eine Brücke zum nördlichen Dnjepr-Ufer zu bauen. Das brennende Chaos auf dieser Dnjepr-Seite — unser Bild — bleibt in der Geschichte ein ewiger Makel bolschewistischer Zerstörungswut

Der Dnjepr am Rande des Kessels ostwärts Smolensk. Nach der Doppelschlacht bei Bialystok und Minsk erfolgte die zweite Vernichtungsschlacht sowjetischer Divisionen im Dnjepr-Bogen westlich Dorogobusch. Einen Rand des gewaltigen Kessels bildete der Oberlauf des Dnjepr. Am diesseitigen Ufer lagen in starken Sicherungen die deutschen Schützen und Infanteristen und wiesen jeden feindlichen Ausbruchsversuch ab. Die Sowjets hatten die Brücken über den Fluß gesprengt und sich damit selbst einer Fluchtmöglichkeit beraubt. Versuchten sie auf Kähnen das andere Ufer zu erreichen — unser Bild —, dann hatten sie vorher die Waffen weggeworfen und Zeichen gegeben, daß sie sich geschlagen bekannten

Bezwungener Strom

Von Kriegsberichter Bernd E. H. Overhues

Bilder links von oben nach unten: Verbissen verteidigte der Sowjetsoldat den Dnjepr-Übergang bei dem Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt Orscha. Daß der deutsche Soldat den Versuch machen werde, den Dnjepr vor einer trostlosen Steppe zu überschreiten, hatte er nicht angenommen. Und doch gelang südlich Orscha einem unserer Panzerverbände in kühnem Entschluß der Übergang. In wenigen Stunden war die Pontonbrücke fertig, gleich daneben wurde eine feste Holzbrücke gebaut. Vergeblich versuchte die sowjetische Luftwaffe wenigstens eine Brücke zu treffen. Die Bomben fielen an das Flußufer — und nur die im Hintergrund unseres Bildes sichtbaren Einschlagwolken zeigen, daß hier nicht mal überwiegend ein heimatlicher Fluß überquert wurde. ◆ Südlich Mogilew wurde der Dnjepr — jetzt schon erheblich breiter geworden — ebenfalls in kürzester Zeit bezwungen. Auch hier lag, wie bei Smolensk und Orscha, die glühende Juli-Sonne über dem klaren Flußbett. Man müßte hier baden können — wenn nicht die Einschläge der feindlichen Artillerie (im Hintergrund des Bildes sichtbar) die Überfahrt der Floßsäcke zu verhindern suchten. ◆ Reißender ist der Fluß geworden, steiler seine Ufer. Der Kampf um die Dnjepr-Übergänge nördlich und südlich Kiew hatte begonnen. Wochenlang verteidigte der Bolschewik den Raum der ukrainischen Hauptstadt zäh und hartnäckig. Hatte der Feind die Absicht, einen Brückenkopf zu bilden, erkannt, belegte er die steile Uferböschung mit Artillerie- und MG.-Feuer. Hier hieß es ganz schnell und überraschend den Strom bezwingen. Dazu wurden deutsche Sturmboote eingesetzt . . . die hatten schon einmal den Rhein in 25 Sekunden überquert und waren in die Maginot-Linie eingebrochen!



Die Mehrzahl der gegen den Bolschewismus kämpfenden deutschen Soldaten und ihrer Verbündeten haben den Fluß an der Ostfront an irgendeiner Stelle seines über 2000 km langen Laufes erlebt und sie werden ihn immer im Gedächtnis behalten: den Dnjepr. Nach der Wolga und Donau der größte Strom Europas. Auch die Heimat hat sich den Namen Dnjepr fest einprägen können; wird er doch seit Monaten in den Berichten und Bildern von der Ostfront genannt und gezeigt. Zuerst in den ersten Julitagen dieses Feldzuges, als es den Verbänden der Heeresgruppe Mitte gelang, in breiter Front den Dnjepr bei und südlich Orscha und südlich Mogilew zu bezwingen, zuletzt in den Septembertagen, als die Hauptstadt der Ukraine, Kiew, durch Angriff von Westen genommen und auch dort der Dnjepr überschritten wurde. Und wieder wurde der Name Dnjepr genannt, als beiderseits Krementschug der Strom in einer Breite von 120 km bezwungen wurde und in der Südukraine die deutschen Divisionen und die Verbände ihrer Verbündeten ihren Siegeszug gen Osten über den unteren Dnjepr fortsetzten.

Seit zwei Monaten erbitterter Kampf um einen Strom! Nie ist in den Feldzügen seit Beginn dieses Krieges der Name eines Flusses so oft genannt worden wie der des Dnjepr. Sieht man sich auf der Karte einmal den Lauf des Dnjepr an, dann wird es deutlich, warum unsere Truppen der Heeresgruppen Mitte und Süd in den vergangenen Wochen immer wieder an irgendeiner Stelle kämpfend den Fluß bezwingen mußten. Der kurze südliche Oberlauf reicht bis Dorogobusch, von da an wendet er sich westlich bis unterhalb Smolensk, von Orscha an südlich, wobei das rechte Ufer höher wird als das linke. Unterhalb Kiew durchbricht der Dnjepr in südöstlicher Richtung in vielen Krümmungen die Steppenfläche der Ukraine. Bis Krementschug finden sich zahlreiche Sandbänke im Flußbett; von da an werden die Ufer höher und enger. Es folgen nun in südlicher Richtung auf einer Strecke von 100 km in einem engen, von Granitfelsen gebildeten Tal Felsblöcke, die in Reihen quer durch das Flußbett gehen. Das Gefälle beträgt auf dieser Strecke etwa 50 m. Vom engen Oberlauf bis zum kilometerbreiten Unterlauf hat der deutsche Soldat diesen gewaltigen Fluß mit Flößen, Sturmbooten und dem Brückenbaugerät der Pioniere fast an allen Stellen überschritten. Der Dnjepr ist ein bezwungener Strom geworden.

Bilder rechts von oben nach unten: Im weiten Bogen, den der Dnjepr südlich Kiew nach Osten fließt, wurde der Übergang in 120 Kilometer Breite im September beiderseits Krementschug durch die Heeresgruppe Süd erzwungen. Damit schloß sich der Ring zur Umklammerung des Feindes ostwärts Kiew: die Verbände der Heeresgruppen Mitte — die eine Schwenkung von Roslawl nach Süden gemacht hatten — und Süd reichten sich die Hände. Wieder war der Dnjepr trotz zerstörter Brücken bewältigt worden. Weit über 700 000 Gefangene hatte der Feind hinter dem für ihn schicksalhaften Strom zurücklassen müssen. ◆ Aus dem Staudamm des größten europäischen Wasserkraftwerks bei Saporoshje hatten die Sowjets ein 150 Meter breites Stück herausgesprengt, um den vordringenden deutschen Truppen den Übergang zu verwehren. Donnernd brausen die hochgestauten Wasser des hier gewaltigen Dnjepr über die Sprengstelle weg. Sie verwüsten das Land der Russen, schaden der Zivilbevölkerung — hindern aber nicht den Vormarsch deutscher Truppen im Osten ◆ 2 Kilometer breit und mehr ist der Dnjepr am Unterlauf bei Cherson geworden. Ein Brückenbau ist hier kaum noch möglich. Und doch mußte sich auch an dieser Stelle der Strom den vorwärtsstürmenden deutschen Soldaten beugen. Der Dnjepr wurde ein bezwungener Strom — in seiner ganzen Länge vor über 2000 Kilometer

Aufnahmen: Pk-Greiner (3), PK-Habedanck (1), PK-Hackl (2), PK-Hähle (1), Ltn. Heöke (1)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0485

gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 14/6

SCHIFFSFRIEDHOF ATLANTIK

„Der Mangel an entsprechenden Geleitzügen läßt die größte seefahrende Nation ihre Handelsschiffe doppelt so schnell verlieren, wie sie wieder ersetzt werden können. Läßt sie verlieren mit Menschen und Material, die nicht mehr ersetzt werden können. Mit dem verlorenen Krieg in Europa und dem schlecht vorangehenden Krieg im Osten ist England in ernster Gefahr, auch die Schlacht im Atlantik zu verlieren, die wichtigste Schlacht überhaupt."
(Aus der amerikanischen Zeitschrift „Life" vom Juni 1941.)

England hat durch die Verhängung der totalen Blockade eine rücksichtslose Aushungerung Europas, die auch Frauen und Kinder nicht schonen wollte, geplant und begonnen. Es hat als Abwehrmaßnahme den totalen Handelskrieg herausgefordert. Aus den eigenen Veröffentlichungen Churchills wissen wir, in welche gefährliche Lage schon im Weltkrieg der deutsche U-Boot-Krieg England gebracht hat. Auf den damaligen Erfahrungen aufbauend, hat England zum Schutze seiner Handelsschiffahrt das Geleitzugsystem ausgestaltet und seine Handelsschiffe rechtswidrig bewaffnet. Bewaffnete Handelsschiffe werden wie Kriegsschiffe behandelt und ebenso wie Schiffe, die unter englischem Waffenschutz fahren, warnungslos angegriffen. Das ist Kriegsrecht.

Die deutsche Kriegsmarine und die deutsche Luftwaffe haben bei der Durchführung der Gegenblockade teils allein, teils in vorbildlichem Zusammenwirken in den abgelaufenen beiden Kriegsjahren nicht nur 13 333 800 BRT England dienenden Schiffsraumes versenkt, sondern außerdem 1 900 000 BRT Schiffsraum aufgebracht und in Häfen, die in deutscher Hand sind, eingebracht. Damit sind für England über 15 Mill. Tonnen Frachtraum verlorengegangen. Rund fünf Sechstel des Schiffsraumes, den England bei seiner verbrecherischen Anzettelung des Krieges besaß, sind von der deutschen Wehrmacht vernichtet.
DrB.

In der Zeit vom 1. Januar 1941 bis 31. August 1941 wurden nach den Berichten des OKW von deutschen Streitkräften 5 282 961 BRT feindlichen Schiffsraumes versenkt. Davon im Gebiete des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres 4 365 000 BRT. In anderen Meeren 917 900 BRT. Die Verluste durch Minenwirkung und die durch langandauernde Reparaturen ausfallenden beschädigten Schiffe sind in diesen Zahlen nicht enthalten. Außerdem sind seit Kriegsbeginn — also in den abgelaufenen beiden Kriegsjahren — rund 1 900 000 BRT feindlichen Schiffsraumes durch Aufbringung in deutsche Häfen oder Häfen des besetzten Gebietes England entzogen und Deutschland nutzbar.

In den englischen Geleitzügen fahren nach englisch-amerikanischer Darstellung die bestbewaffneten Handelsschiffe an den vier Ecken. Die wertvollsten Ladungen, wie Öl, Waffen, Flugzeuge, in der Mitte des Geleitzuges. Der Kommandant des Geleitzuges fährt in der Mitte der ersten Linie. Er bestimmt die Marschgeschwindigkeit, den einzuhaltenden Kurs und läßt notfalls Nachzügler fallen. Zerstörer umkreisen den Geleitzug, fahren durch ihn hindurch und suchen gemeinsam mit einem Flugzeug das Meer nach deutschen U-Booten ab, deren Angriff — wie ebenfalls unsere Zeichnung darstellt — jeden Augenblick erfolgen kann. Der Angriff erfolgt von den getauchten U-Booten. Der besseren Darstellung wegen sind sie sichtbar gezeichnet.

1

Ein feindlicher Geleitzug ist von einem deutschen Aufklärer am Tage gesichtet worden und wird zur Feststellung der Anzahl großer und kleinerer Transportschiffe und des Begleitschutzes überflogen. Durch Radiomeldung erhalten die U-Boote Meldung.

2

Dem Geleitzug auf der Spur. Die U-Boote hören das Geräusch der zahlreichen Schiffsschrauben und können so den Geleitzug verfolgen, bis sie eine günstige Schußposition erreichen. Untereinander verständigen sich die U-Boote durch Unterwassersignal.

3

Der Geleitzug ist angegriffen. Die Schiffe fahren nach allen Seiten auseinander, um den U-Booten zu entgehen. Wenn der Angriff vorüber ist, sammeln sie sich wieder in einem vom Geleitzugkommandanten funkentelegrafisch bestimmten Raum.

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Felde). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel (alle in Berlin). — Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstrasse 18—25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. — Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Hartt (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt, Berlin. — Rotat.-Kupfertiefdruck Wilhelm Herget, Stuttgart. — Einzelpreis: 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld.

Bamberg Schloß (K. Wolff) Inventarbuch-Nr. 1937/1940 BERO Anno 8

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0486
gefördert durch Baden-Württemberg